



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1913

2 (1913)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Geseget von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang
Nr. 2.

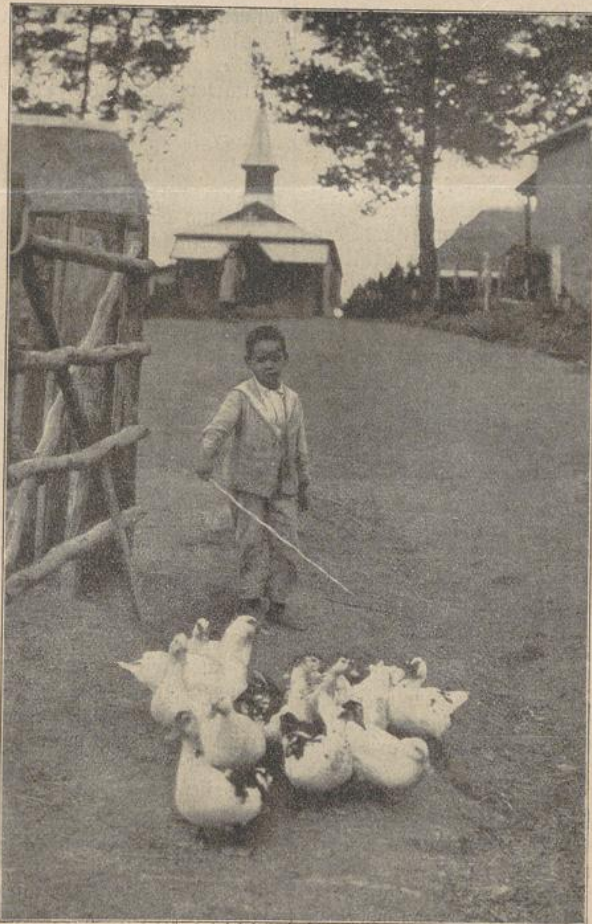
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahllkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Auszug am Morgen (Kevelaer).

Köln a. Rh.
Februar 1913.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Das Meßglöcklein.

Es tönet so traulich ein Glöcklein,
Es tönet so lieblich und rein,
Es ladet mit bittender Stimme
Zum heiligen Tempel uns ein.

Es ruft zum heiligen Opfer
Der Christen begnadigte Schar:
Kommt, eilet, Gerechte und Sünder.
Der Priester tritt hin zum Altar.

O Bönne, wo du noch ertönest,
Meßglöcklein, in trauriger Zeit!
Wer sollte voll Freude nicht sprechen:
Lieb Glöcklein, wie bin ich bereit!

Nicht sollst du vergebens mich rufen,
Ich folge dir willig und gern,
Es zieht mich mit Banden der Liebe
Das süßende Opfer des Herrn.

Die Missionsfrage auf dem eucharistischen Kongreß in Wien.

(Schluß.)

Missionsbischof Geyer aus Chartum, der schon auf dem Katholikentage zu Aachen eine so herrliche Missionsrede gehalten hatte, schilderte in poetisch schönen Worten die Erfolge, die in Zentralafrika, in Uganda, durch die häufige und frühe Kommunion erreicht wurden. Die Neger betrachten sich selbst als von Gott zurückgekehrte Menschen und viele treten zum Islam über nur deshalb, weil sie dadurch gleichgestellt werden den Völkern weißer Rasse. Was kann ihnen aber eine größere Bürgschaft ihrer Menschenwürde bieten als die katholische Eucharistie, wenn am Tische des Herrn der Farbige neben dem Weißen, der Herr neben dem Diener kniet? Ist die heilige Eucharistie so eine unschätzbare Hilfe gegen die Ausbreitung des Islams, so ist sie ferner unentbehrlich zur Vertiefung und Stärkung des christlichen Lebens des Neugetauften. Denn diese leben zum größten Teil in heidnischer Umgebung, in der Mitte der größten Laster. Nicht selten müssen sie wie Christen der Urkirche ihre Bekehrung verheimlichen, um nicht den größten Verfolgungen ausgesetzt zu sein. Die christliche Lehre fordert so schwere und den Negern so völlig fremde Tugenden, wo sollen sie die Kraft dafür gewinnen, wenn nicht in der Eucharistie?

Dieses heiligste Sakrament kommt auch ihren Anschauungen entgegen, denn das religiöse Opfer ist ihnen nichts Fremdes. Nicht am Glauben gebricht es ihnen, sondern an sittlicher Kraft. Da war das Kommuniondekret unseres Papstes geradezu von providentieller Wichtigkeit. Ueberall in Afrika und in den anderen Missionen stieg die Zahl der Kommunikationen in ungeahnter Weise und mit ihr wuchs und erblühte das katholische Leben. Auf dem Hochplateau zwischen den beiden Nyanzaseen, im Herzen Afrikas, erneuern sich die Wunder der Urkirche. Kimmern und zieht der Morgenstern aus dem Schoße der Äquatornacht heraus. Um 5 Uhr ertönt die große Trommel, welche einst die Männer in Kriegspuh und mit blühenden Speeren beim Säupfing versammelte und ruft die Neubefehrten jetzt zu Füßen des Friedensfürsten. Aus den Bananenhainen wallen schattenhafte Gestalten durch das Halbdunkel zur Kirche aus. So mögen einst durch Maulbeer- und Zypressenalleen die ersten Christen zu den Katakomben geschlichen sein! Da knien sie auf Stroh und Heu versammelt; der Katechet betet vor und die Gläubigen beten ihm die Morgengebete nach. Es ertönt wieder die Trommel: sie beten den „Engel des Herrn“. Es folgt die Vorbereitung auf die heilige Kommunion oder der Rosenkranz. Gottesvoll lacht der Sonntagsmorgen. Drei- bis Vierhundert kommunizieren in der ersten heiligen Messe. Selten ist eine Kirche ganz verlassen. Die

Christen müssen oft zwei bis drei Stunden zur Kirche gehen

An der Hand von Zahlen gibt der Redner sodann ein Bild, welchen riesigen Umfang die Verehrung der heiligen Eucharistie bei den wilden Stämmen angenommen hat. Das Eldorado der eucharistischen Missionstätigkeit sind und bleiben die heilige Messe und die erste heilige Kommunion. Eine bedeutende Schwierigkeit in den Missionen ist eine Glaubenskälte und sittliche Minderwertigkeit europäischer Einwanderer. Laienapostel des guten Beispieles würden für die Neubefehrten noch mehr bedeuten als Ermahnungen und Predigten. Die Vorbereitung der Kinder zur Erstkommunion ist eine der wichtigsten Missionsarbeiten. Als ich am 28. Juli dem Heiligen Vater über meine Mission und den Nutzen der Kinderkommunion in Afrika berichtete, da rief er mit verklärtem Blick aus: O, die Kinder! Wer soll der heiligen Kommunion würdig sein, wenn nicht die Kinder? Also, unangebrachte Bedenken beiseite, und auf zur Verkündung und Verwertung der eucharistischen Wunder für die Missionen!

Zum Schluß beantragte Universitätsprofessor Dr. Schmidlin folgende Resolution, die mit großem Beifall aufgenommen wurde:

Der Herzenswunsch des göttlichen Heilandes, sich in der heiligen Eucharistie allen Menschen und allen Völkern als Opfer und als Speise zu schenken, macht es jedem Verehrer des allerheiligsten Altarsakramentes zur dringenden Liebespflicht, zur Ausbreitung des eucharistischen Reiches und zur Mitteilung des eucharistischen Gnadenschatzes der Welt, zur eifrigen Beteiligung am Missionswerke nach Möglichkeit beizutragen, namentlich in der so entscheidenden Gegenwart. Für den Seelsorger, der täglich das weitumspannende Erlösungsoffer dem Herrn darbringt, ist es besondere Pflicht, in die Gesinnung des Heilandes einzugehen und seine Gemeinde zu eifriger Mitwirkung am Missionswerke der Kirche zu erziehen.

Nachdem der Präsident den hohen Referenten für ihre ausgezeichneten, hochinteressanten, tief zu Herzen gehenden Ausführungen, sowie den höchsten Herrschaften für ihr Erscheinen den ehrfurchtsvollsten Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, wurden die Beratungen, die durch volle zwei Stunden die Zuhörerschaft gefesselt, geschlossen.

Mariannhiller Meß- und Gebetsbund.

Wir erlauben uns wieder auf den „Mariannhiller Meßbund“ aufmerksam zu machen, denn viele unserer Leser scheinen denselben noch nicht zu kennen oder mögen vielleicht im Laufe der Jahre darauf vergessen haben.

Aufnahmefähig in diesen Bund ist jeder katholische Lebende und Verstorbene. Die einzige Bedingung hierfür ist die Eintragung des betreffenden Namens in unser Verzeichnis und die einmalige Entrichtung eines bescheidenen Missions-Almosens im Betrage von wenigstens einer Mark (bzw. 1 Krone).

Vorteile:

1. Täglich werden in Mariannhill für die Mitglieder zwei, wiederholt auch drei heilige Messen gelesen. Desgleichen wird jeden ersten Sonntag im Monat ein feierliches Hochamt für dieselben abgehalten.

2. Mehr als 320 Missionäre und Ordensbrüder opfern jeden Monat wenigstens einmal eine hl. Kommunion und täglich bestimmte Gebete in der gleichen Meinung auf.

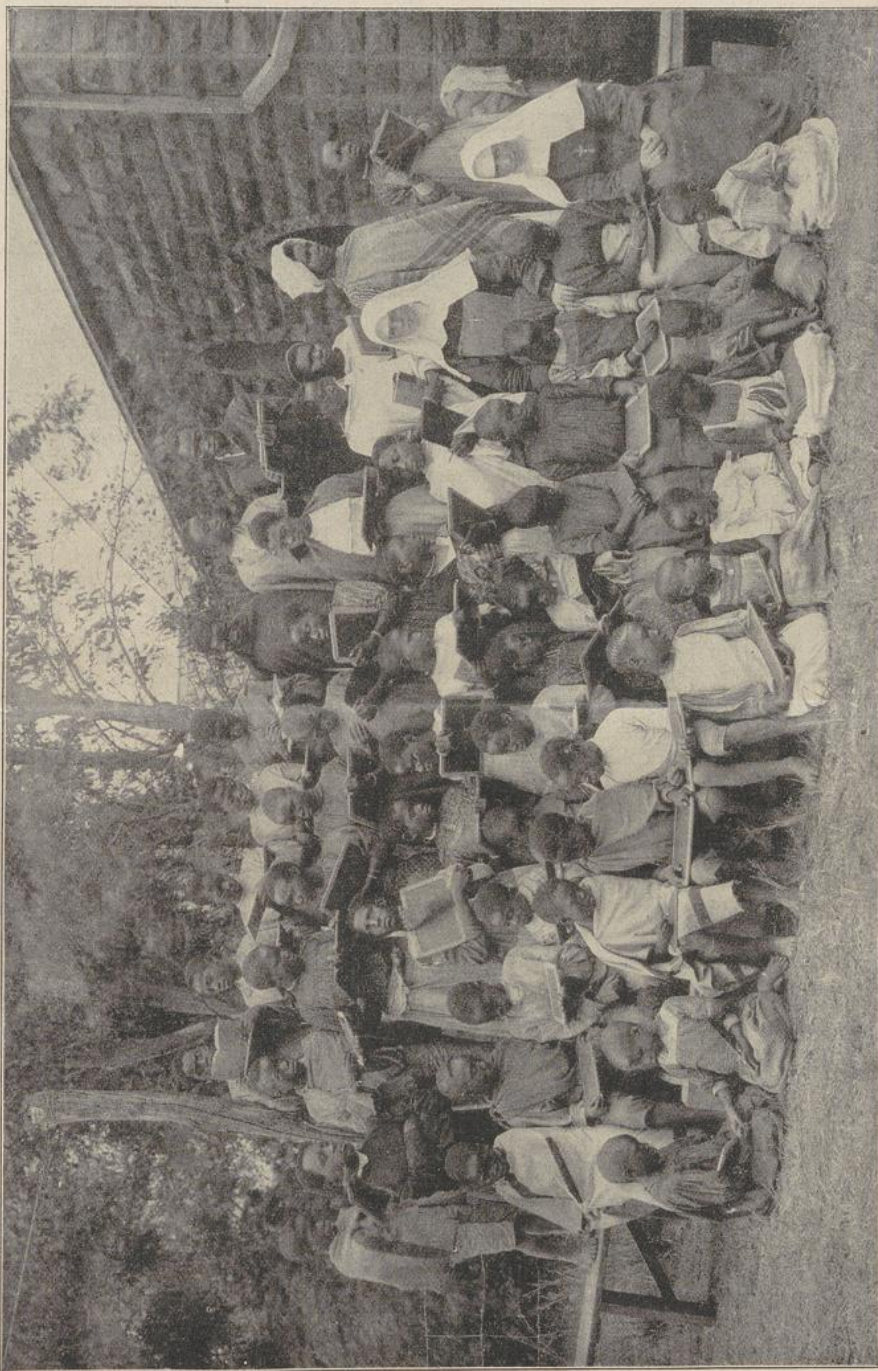
3. Täglich wohnen viele Hunderte schwarzer Kinder der hl. Messe bei und beten dabei nach der Meinung unserer Wohltäter.

4. Alle Wohltäter — und dazu rechnen wir auch die Mitglieder unseres Meßbundes — haben Anteil an den Gebeten, Arbeiten und guten Werken der Mitglieder unserer Mission.

Der genannte Meßbund erhielt nicht nur die Genehmigung des Hochw. Herrn Bischofes Dr. Heinrich Delalle, O. M. J., des apostolischen Vikars von Natal, sondern auch die unseres hl. Vaters Papst Pius X. Se. Heiligkeit geruhete, gelegentlich einer Audienz des Abtes von Mariannhill am 6. Oktober 1906 unter das betreffende Dokument eigenhändig folgende Worte zu setzen: „Wir segnen von Herzen dieses heilige Werk und wünschen allen Wohltätern vom Himmel her die besten Gnadengaben!“

Kann es für ein katholisches Werk eine bessere Emp-

fehlung geben, als den eigenhändigen Segen des Hl. Vaters in Rom? Und soll mit diesem Segen des Vaters der Christenheit nicht auch der Segen des Himmels in reichstem Maße verbunden sein?



Schulkinder der Tageschule in Marialinden. (Links Andreas Ngidi, ein schwarzer Priester.)

Noch mehr, wer dem „Mariannhiller Meßbunde“ beiträgt, sichert sich nicht nur eine Fülle himmlischen Segens, sondern spendet auch ein Almosen an unsere, unter Gottes Segen so herrlich aufblühende Mission. Was gibt es aber schöneres und dankbarereres als die Unterstützung der katholischen Missionen?

Da schickt z. B. jemand ein neues Kleidchen nach Afrika. Die Missionschwester beschenkt damit zum heiligen Christfest ein armes Heidenkind. O, wie freut sich das Kleine über das neue seltene Röckchen! Und siehe, nun faltet es auf den Mat der Schwester hin die schwarzbraunen Händchen und betet für den edlen Wohltäter oder die mildherzige Spenderin, die ihm übers weite Weltmeer so ein hübsches Kleidchen schickte. O so ein Gebet ist der Erhöhung sicher, und gewiß wird am großen Gerichtstag der Herr zu einer solchen Seele sprechen: „Ich war nackt, und du hast mich bekleidet!“ (Matth. 25, 36.)

Andere schicken Geld. Der Missionär kauft damit für seine schwarzen, stets hungrigen Wollköpfe Brot und deckt ihnen den Tisch. Alle entwickeln einen recht gesunden Appetit und lassen sich die vorgelegten Speisen trefflich munden. Zum Schlusse aber erheben sie sich auf das Zeichen des Missionärs, stellen sich in Reih' und Glied und beten in einem längeren Tischgebet auch für die fernern Wohltäter, die ihrem „Baba“ das Geld für die treffliche Mahlzeit geschickt. Und auch zu diesen wird der Herr am Gerichtstage sagen: „Kommet ihr Gejegneten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Zeiten her; denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt.“ (Matth. 25, 35.)

Vor einigen Jahren wurde nach Mariahilf, einer unserer Missionsstationen, ein alter, doch frisch gefaßter und ziemlich reich vergoldeter Tabernakel geschickt. Als nun am nächsten Sonntag die Neubefehrten desselben ansichtig wurden, waren sie einfach sprachlos vor Erstaunen. Lange, lange starrten sie den ungewohnten Schmuck ihres armen Missionskirchleins an. Dann aber begannen sie mit ihrem P. Missionär, der mitten unter ihnen kniete und ihnen schon gesagt hatte, woher das neue Geschenk wäre, den heiligen Rosenkranz für den hochherzigen Wohltäter zu beten und zwar so frisch und kräftig, so aus dem innersten Herzen heraus, daß dem guten Vater unwillkürlich die Tränen in die Augen traten. Gewiß hat auch dieses Gebet seine Wirkung gehabt, denn das Gebet der Demütigen durchdringt die Wolken. (Sirach 35, 21.)

Doch in unserer Mission wird, wie oben angedeutet, nicht nur von einzelnen oder nur ausnahmsweise für die Wohltäter gebetet, sondern von allen und zwar Tag für Tag, zumal von den vielen Hunderten unserer schwarzen Schulkinder. Und zu diesen Gebeten unserer Befehrten kommen noch die ungezählten pflichtmäßigen und freiwilligen Arbeiten, Leiden, Opfer und Gebete einer Ordensgemeinde von mehr als 300 Mitgliedern, von den vielen heiligen Messen und gemeinsamen Kommunionen gar nicht zu reden.

Sollte nun die Aussicht auf so viele und große geistige Vorteile nicht jeden unserer geehrten Leser ermuntern, persönlich dem Mariannahiller Meß- und Gebetsbund mit Freuden beizutreten und auch in Freundeskreisen neue Mitglieder hierfür zu werben? Oder was könnte man einem verstorbenen Angehörigen, der uns bei Lebzeiten so lieb und teuer gewesen, besseres tun, als ihn in einen Bund einschreiben zu lassen, in dem so viel für die armen Seelen gebetet und geopfert wird?

Eine Missionsreise in alter Zeit.

Die moderne Technik mit ihren staunenswerten Fortschritten kommt auch dem Missionswerke zugute. In kurzer Zeit durchheilen die riesigen Dampfer die Welt-

meere und nur verhältnismäßig selten hört man von bedeutenden Unglücksfällen zur See. Die Patres, Brüder und Schwestern, die nach Mariannahill oder von dort nach Europa fahren, wissen von keinem einzigen nennenswerten Unfall zu berichten, oder wenn zeitweilig eine Gefahr drohte, so wurde sie doch schnellstens wieder abgewendet.

Anders vor wenigen Jahrhunderten. Da war so ein Segler nach Südafrika nicht wie die jetzigen Dampfer bloß 3—4 Wochen, sondern viele Monate auf dem Weg, lag bei Windstille oft wochenlang auf hoher See oder wurde, eine wehrlose Beute orkanartiger Stürme, an ferne, unwirtliche Küstengestade verschlagen. Wehe den armen Passagieren! Was hatten die Bedauernswerten alles zu leiden, und wieviele von ihnen mußten auf die traurigste Weise das Leben lassen! —

Einen interessanten Einblick in die damaligen Verhältnisse bietet uns der Reisebericht des spanischen Jesuiten Petro Martinez, der im Jahre 1585 mit mehreren seiner Ordensgenossen eine Seefahrt nach Südafrika machte. Er schreibt:

„Im April 1585 schiffte ich mich mit sieben andern Missionären der Gesellschaft Jesu und zwei Dominikanern in Lissabon ein. Wir benützten ein großes Kaufschiff, und unser Reiseziel war So-fala an der Ostküste Südafrikas. Leider war uns das Glück nicht günstig. Schon in den ersten Tagen erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß das Schiff Mast und Segel verlor und nur mit Mühe auf der Insel St. Jago am grünen Vorgebirge landen konnte, um da notdürftig den Schaden auszubessern. Unter fortwährend ungünstigem Wetter und unter unsäglichem Mühen erreichten wir später das Kap der guten Hoffnung.“

Erst auf der Höhe der Insel Madagaskar zeigte sich uns das Wetter günstig. Ein frischer kräftiger Wind schwellte die Segel und wir hofften mit dessen Hilfe in Bälde einen sicheren Hafen zu erreichen. Wir befanden uns schon vier Monate auf der Fahrt, und alles sehnte sich darnach, bald ans Land zu kommen. So nahte der Abend des 20. August, an welchem Tage die Kirche das Fest des heiligen Bernardus feiert. Wir hatten uns kaum zur Ruhe begeben, als plötzlich unser Schiff mit vollen Segeln auf ein verstecktes Felsenriff aufstieg. Der Anprall war so gewaltig, daß sich sofort der halbe Schiffsboden spaltete, und das Wasser allenthalben mit großem Getöse eindrang. —

Man denke sich unsern Schrecken! Es war Nacht, ein dichter Nebel bedeckte die ganze Gegend und ließ uns nur soviel erkennen, daß wir mitten im Meere auf einem nackten Felsenriff saßen. Die Flut peitschte unser leeres gewordenes Fahrzeug und warf es wiederholt mit solcher Gewalt an das harte Gestein, daß es allmählich in Trümmer ging. Die meisten Passagiere krochen, da sich in der Dunkelheit kein Ausweg zeigte, jammernd und weinend im Schiffsraum umher und suchten in Todesangsten irgend einen Gegenstand zu erfassen, an dem sie sich anhalten konnten. Wir Priester riefen ihnen zu, sich der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen, ihre Sünden zu bereuen und Trost und Hilfe im Gebete zu suchen. Da wir nicht jedem einzelnen beikommen konnten, um seine Beichte zu hören, offenbarten viele laut ihre geheimsten Sünden und baten um die Absolution. Andere machten Gelübde und versprachen dies und das, falls sie mit dem Leben davontämen.

In diesem Jammer fand uns der anbrechende Tag. Leider diente er nur dazu, uns den Umfang unseres Elendes im vollen Maße erkennen zu lassen. Soweit

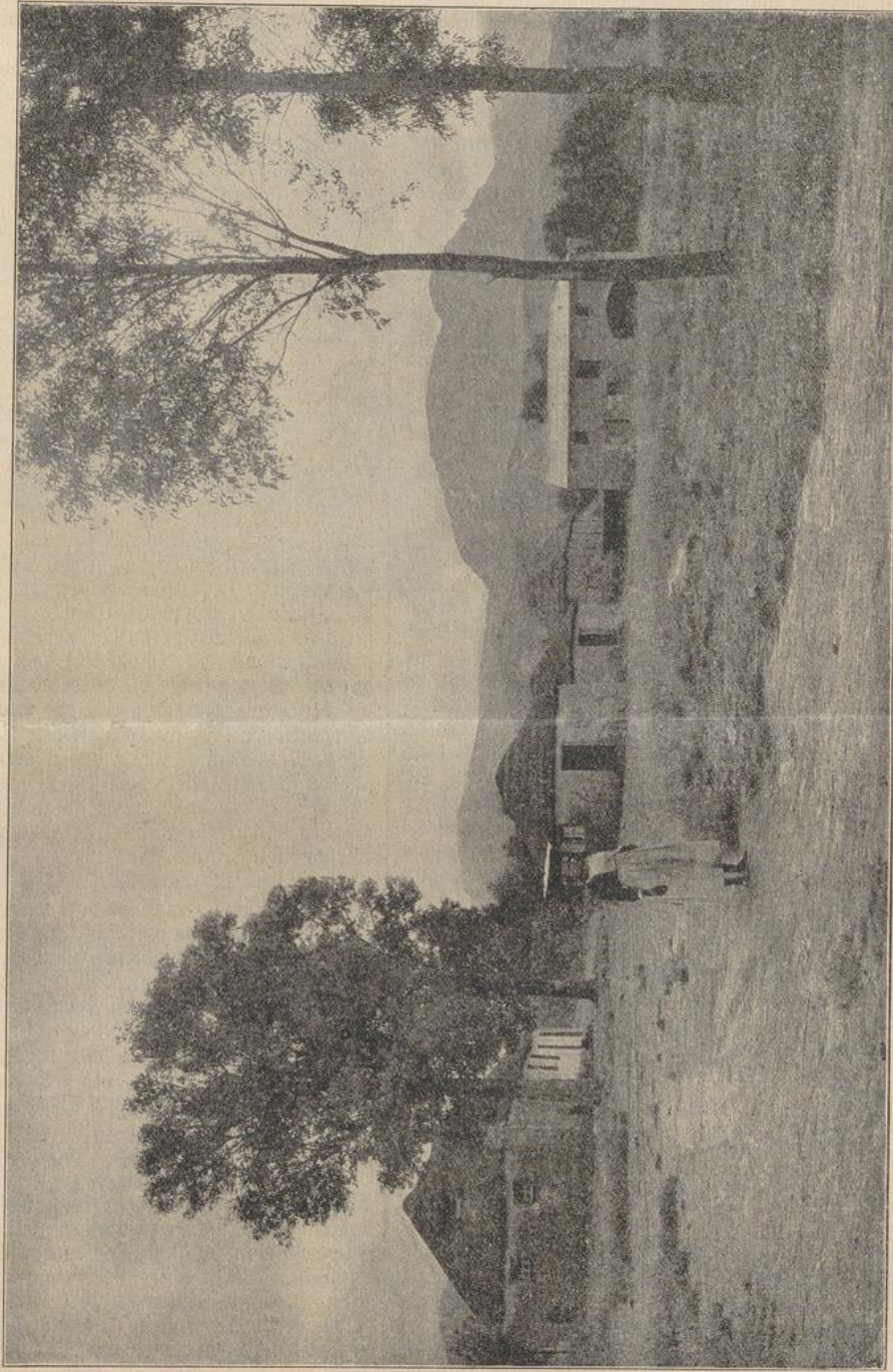
das Auge nur reichte, sahen wir nichts als Himmel und Wasser und die zwischen den Schiffstrümmern umher schwimmende kostbare Ladung. Doch niemand achtete jetzt darauf. Da erkannte ich so recht, wie leer und nichtig doch alle irdischen Reichtümer sind. Was nützen sie dem Menschen in solcher Not? Und doch hängt er in gesunden Tagen sein ganzes Herz daran.

Wir waren anfangs, da inzwischen die Ebbe eingetreten war, auf die höchste Felsenspitze emporgeklettert, allein das nützte uns wenig, denn wir wußten, bei der Flut würde sie wieder unter Wasser gesetzt. Was tun?

Der natürliche Drang, sein Leben zu retten, rührte sich in allen ganz gewaltig. Einige setzten sich daher auf die zerbrochenen Masten und schwammen auf gut Glück dahin; andere fügten Planken des gescheiterten Schiffes zusammen und nahmen ihre Richtung nach der Gegend, wo sie Land vermuteten. Wieder andere banden sich an größere Schiffstrümmern und überließen ihre Rettung dem Zufall. Wir haben aber von diesen Verwegenen nie mehr eine Silbe gehört. Wahrscheinlich sind sie elendiglich ertrunken, oder kamen von Hunger und Durst um, oder wurden die Beute der großen, gefräßigen Fische, die jene Gegend unsicher machen. Andere benahmen sich klüger und weniger übereilt und entrannten so wenigstens teilweise dem Verderben.

Der Kapitän wollte vor allem die Beschaffenheit der Klippe untersuchen, an der das Schiff hing. Er bestieg daher mit 18 seiner Matrosen das einzige noch vor-

handene, aber ebenfalls stark beschädigte Boot und fuhr rings um die Klippe herum. Das Resultat war kein günstiges, und so beschloß er mit Zustimmung der übrigen Passagiere, nach der etwa 60 Meilen entfernten



Missionstation Mariage in der Kapkolonie. (Links Marienhaus, rechts Stallungen, in der Mitte Palutobohnungen. Eufalptus-Bäume und Bläthwatt, im Hintergrund die Drakensberge.)

portugiesischen Niederlassung Sofala zu steuern, um von dort Hilfe zu requirieren. Das Unternehmen war mit großen Schwierigkeiten verbunden, den es fehlten für eine solche Fahrt die nötigen Gerätschaften und Lebensmittel. Doch in der Not klammert sich der Mensch an einen Strohalm an. Ein Ruder wurde als Mast auf-

gerichtet und an zwei Degon, die man daran befestigte, ein Bettuch, in das sich einer der Matrosen eingehüllt hatte, als Segel aufgehängt. Als Tane mußten die im Boote befindlichen Fischgeräte dienen. Nach solcher Vorbereitung empfahl man sich dem Schutze der allerjüngsten Jungfrau und fuhr getrost auf die hohe See hinaus. Am folgenden Tag war das Meer so bewegt, sodaß die hochgehenden Wogen das kleine Fahrzeug böß hin- und herwarfen; ein paarmal kam es auch durch ungeheure Walfische in Gefahr, und in der Folge setzte den Passagieren der Hunger zu, denn die tägliche Nahrung war auf zwei Stückchen eingemachter Quitten und auf einige Tropfen mit Seewasser vermischten Wein festgesetzt worden.

Am vierten Tage kam man ans Festland. Da man aber diesen Teil der Küste nicht kannte, segelte man weitere vier Tage an derselben hin, um einen Fluß aufzufinden. Zuletzt lief man, um einen nahenden Sturm auszuweichen, an einer günstig scheinenden Stelle an. Sie lag, wie man später erfuhr, zwischen Trilinda und Quilimane. Während nun die Mannschaft sich weiter vom Strande entfernte, um Trinkwasser aufzufuchen — denn alle wurden von glühendem Durste gequält — erblickten die zur Bewachung des Bootes zurückgebliebenen Matrosen einen Kaffer, der fortwährend freudig in die Hände klatschte, was diese als Zeichen friedlicher Gesinnung deuteten. Tatsächlich warf er ihnen auch einige Fische zu, als sie ihm durch Zeichen bedeuteten, daß sie hungrig seien.

Kurz darauf erschienen gegen 200 Wilde desselben Stammes. Inzwischen waren auch die übrigen Matrosen mit frischem Quellwasser zurückgekommen; als aber die Schwarzen merkten, daß sie den Weißen an Zahl weit überlegen seien, fielen sie über dieselben her, rissen ihnen die Kleider vom Leib und bemächtigten sich aller im Boote befindlichen Waffen und Geräte, die sie von ihren Weibern in Körben hinwegtragen ließen. So vollständig ausgeraubt und ausgeplündert, wanderten die Nermsten in der glühenden afrikanischen Sonnenhitze drei Meilen weit, bis sie endlich am Flusse Quilimane auf die portugiesische Niederlassung Sena stießen. Hier gab man den halb Verschmachteten Speise und Trank, und ein den Portugiesen befreundeter muhammedanischer Kaufmann verfaß sie mit der nötigsten Kleidung. Später ließ er sie auf zwei ihm gehörenden Fahrzeugen nach dem portugiesischen Fort Quabo bringen. Hier wollten wir sie verlassen, um zu unseren Schiffbrüchigen auf der Klippe zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit 3 Bildern Seite 31 und 32.)

(Fortsetzung.)

Wir brachen schon um vier Uhr morgens von „St. Peter“ auf und beeilten uns so gut wir konnten, dennoch veräumten wir in Mombo den Zug und mußten nun ein zweites Mal in diesem Fieberneste volle 24 Stunden warten. Am folgenden Tag ging es dann mit der Bahn nach Mlingana, unweit Tanga, wo ebenfalls einige unserer Schwestern ewige Gelübde ablegten.

Möchte hier noch bemerken, daß man sich schon damals mit dem Gedanken trug, unsere Schwestern von „St. Peter“ nach Mhonda zu versetzen. Die dortige Mission wurde sehr gerühmt; sie ist 600 Meier überm Meerespiegel gelegen, stark bevölkert und zählte in

wenigen Jahren nach Eröffnung der Missionstätigkeit schon viele Christen. Allerdings ist dort auch die protestantische Mission stark vertreten und macht der katholischen scharfe Konkurrenz; auch sind in weitem Umkreise viele schwarze Lehrer angestellt, die ihrem Missionar alle acht bis vierzehn Tage Bericht erstatten. Unsere Schwestern sollten nun in Mhonda die Erziehung der schwarzen Mädchen übernehmen, sollten vormittags Schule halten und nachmittags die auswärtigen Kranken in ihren oft weit entfernten Hütten besuchen. Selbstverständlich haben sie den Mädchen auch die nötige Anleitung in allen Garten-, Feld- und Hausarbeiten zu geben. Maschinen gibt es in jener abgelegenen Gegend noch wenige, fast alles muß mit der Hand getan werden. Leider läßt das Klima zu wünschen übrig; es gibt dort genug Fieberkranke, und auch unsere Schwestern sind von der Malaria nicht verschont geblieben.

Als ich am 16. Februar wieder nach Tanga zurückkam, hoffte ich dort Schwester Alexandra zu treffen, allein sie lag noch immer krank in Neuföln. Warten konnte ich nicht länger, denn das Schiff fuhr schon am 18. nach Mombassa ab; so nahm ich denn Schwester Clementine als Reisebegleiterin nach dem Kilimandscharo mit.

Mombassa, wo wir am 19. Februar landeten, steht jetzt unter englischer Regierung, wurde aber seinerzeit von den Portugiesen erbaut und besetzt und erinnerte mich in vielen Stücken an Mozambique, das heute noch den Portugiesen gehört. Die Stadt ist schön gelegen, hat einen prächtigen neuen Hafen und wundervolle Parkanlagen. Wohl auf dem schönsten Platz der ganzen Stadt steht die Procuratur der Väter vom hl. Geist, wo jedermann gastliche Aufnahme findet, der dort anklopft. Gar sehr bewunderte ich daselbst die prächtigen Mangobäume. Wir haben deren in Mariannhill allerdings auch; allein dort sind es verhältnismäßig kleine Bäume mit Früchten etwa so groß wie ein Entenei. Hier in Mombassa aber sah ich eine Menge riesengroßer Mangobäume, und die einzelne Frucht erreichte die Größe eines Straußeneies.

Wir mußten vier Tage dort warten, denn einerseits galt es, verschiedene Einkäufe für die weite Reise durch die öde, wasserarme Steppe zu machen, und andererseits war der hochwürdigste Herr Bischof Emil Algeyer erkrankt worden, Leute zur letzten Bahnstation zu senden, um von dort uns und unser Gepäck abzuholen. Am 21. war endlich alles bereit, und wir fuhren zunächst auf der großen englischen Bahn, die mehrere hundert Stunden von der Küste des Indischen Ozeans bis zu den großen Binnenseen führt, nach Voi. Hier hieß es aussteigen und mit einem primitiven Behikel vorlieb nehmen.

Wir fanden ein kleines, mit einem einzigen Esel bespanntes Wägelchen vor, luden unser Gepäck auf und fuhren dann in Gottes Namen in die weite, wasserlose Steppe hinein. Unserm Reiseprogramm gemäß sollte die katholische Missionsstation Bura noch am selben Tag erreicht werden, allein es wurde stodfinstere Nacht, und wir waren noch immer eine gute Strecke weit davon entfernt. Zuletzt zogen wir es unserer gänzlichen Erschöpfung wegen vor, in einer der Mission gehörenden Lehmhütte zu übernachten, mußten aber dabei das harte Lager auf dem nackten Boden mit in den Kauf nehmen. Unsere drei schwarzen Fuhrleute dagegen blieben wach und unterhielten die ganze Nacht ein Feuer, um gefährliches Raubzeug, namentlich die dort so häufigen Löwen, in respektabler Ferne zu halten.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, machten wir uns in aller Frühe auf den Weg und begannen den hohen, steilen Berg zu ersteigen, der uns noch von Bura trennte, denn wir wollten um jeden Preis noch der hl. Messe beiwohnen. Das gelang uns auch. Im übrigen hatten wir während der sechs Tage, die wir notgedrungen da zubrachten, die schönste Gelegenheit, uns mit den dortigen englischen Dominikanerschwestern in der hl. Armut zu üben. O wie viel haben diese armen Missionschwestern zu entbehren! Pater Superior, der uns für die Weiterreise behilflich sein sollte, war krank, sein junger Hilfspriester aber war der Sprache der Eingeborenen noch nicht mächtig, und somit gab es manches

wahrenden Farmer. Sie wurden übrigens alle an einem bestimmten Platze abgeladen, und jeder Adressat war genötigt, die ihm gehörende Fracht selber abzuholen.

Die ersten zwei Tage fuhren wir bis in die späte Nacht hinein. Um die Mitternacht brach man schon wieder auf und setzte die Fahrt fort bis gegen acht oder neun Uhr vormittags, je nachdem man gerade einen passenden Lagerplatz fand. Unter Tags ruhten die Zugtiere samt allen Fuhrleuten, denn die Hitze in der wasserlosen Steppe — für zwei Tage hatten wir sogar das Koch- und Trinkwasser mitnehmen müssen — war unerträglich. Ohne Tropenhut darf sich kein Weißer im Freien blicken lassen, und wir zwei Schwestern hatten sogar trotz der schützenden Wagendecke Hüte über dem Schleier. Gras sahen wir auch weit und breit keines; erst mit der Regenzeit beginnt es aufzuspriessen; und die wenigen Dornbäume, die wir sahen, waren kahl und blätterlos.

Zuweilen kamen wir an ein ausgetrocknetes Flußbett mit ein paar schattigen Bäumen. Da wurde dann, wenn es irgendwie ging, Halt gemacht und gekocht und zwar für Mittag- und Abendtisch zugleich. Abends wurde das Mittagessen einfach etwas aufgewärmt; dazu gab es dann noch frischen Tee.

Am vierten Tag unserer Steppenfahrt erblickten wir in aller Frühe weit drüben im Westen den mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandscharo. Ich konnte gar nicht satt werden, den himmelhohen Berg anzuschauen und zu bewundern. Bei Sonnenaufgang stand er mit seiner großen, blendendweißen Kuppe hell und klar vor uns, unter Tags aber war er vielfach in eine graue Nebelfappe eingehüllt.

Uebrigens sollte die originelle Fahrt nicht ohne ein kleines Abenteuer enden. Es war am späten Nachmittag des vierten Tages, als unser Wagen, offenbar infolge der Nachlässigkeit unseres schwarzen Fuhrmannes, eines jungen, leichtsinnigen Burschen, umkippte, sodaß wir Passagiere in einen tiefen Graben hinunterrollten. Hals und Bein brachen wir dabei allerdings nicht, allein ich fühlte mich durch die häufigen Fieberanfälle so elend und schwach, daß ich im ersten Augenblick nicht wußte, wie ich aus dem Loch wieder herauskommen sollte.

Und der schwarze Kutscher? Stand er etwa recht verblüfft und erschrocken da und bemühte er sich, uns rasch herauszuhelfen? Keine Spur; im Gegenteil, er schrie uns in frecher Weise zu: „Haya, haya! Marisch, schnell, schnell heraus!“ — Das war mir nun doch zu stark. Ich begann ihm ordentlich den Kopf zu waschen,

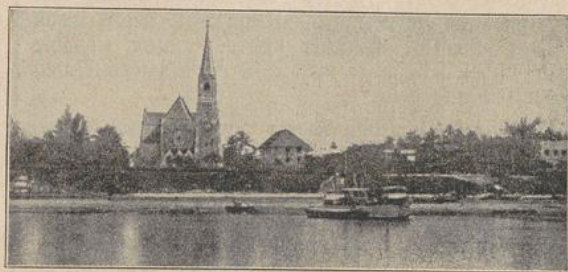


Sultans-Palast in Sanfibar.

Opfer zu bringen. Der Gesunde kommt spielend über vieles hinweg; anders der Kranke; ich wurde wieder fieberkrank und mußte vier Tage im Bett zubringen. Samstag vormittags hatte ich mich gerade unter einem Baume in einen Lehnstuhl gesetzt, um wenigstens etwas frische Luft zu schöpfen — denn von einer sonstigen Hilfe oder Erquickung konnte unter den obwaltenden Umständen keine Rede sein, — da kam plötzlich die Nachricht, wir sollten Schlag elf Uhr beim Hause eines Italieners sein, der um diese Zeit mit seinem Wagen nach dem Kilimandscharo abfähre.

Da war keine Minute zu verlieren! Wir nahmen schnell Abschied, Schwester Clementina ging den fast zwei Stunden langen Weg zu Fuß, ich aber wurde auf dem kleinen Eiselmädelchen gefahren. An Ort und Stelle fanden wir 14 Wagen zur Abfahrt bereit. Man forderte uns auf, schnell einzusteigen, es sei schon alles hergerichtet. So krochen wir denn auf einem schweren Lastwagen unter die darüber ausgebreitete Wagendecke. Wir fanden rein nichts vor, nicht einmal einen Sitz, auf dem man sich hätte niederlassen können; dagegen waren alle Bretter mit Petroleum getränkt und rochen auch darnach. Was tun? Wir wandten uns an den Wagenbesitzer, doch der verstand nur Italienisch und etwas Kiswaheli, nicht aber Englisch oder Deutsch. In der Not kam uns ein Grieche, der sich in der Nähe angesiedelt hatte und der die Reise ebenfalls mitmachte, zu Hilfe. Er diente uns, da er etwas Englisch konnte, als Dolmetsch und ließ uns für die lange, beschwerliche Fahrt zwei Bettdecken und ein Tuch, ein Liebesdienst, für den wir ihm heute noch zum größten Dank verpflichtet sind.

Dieser Wagen nun mit seiner mehr als primitiven Ausstattung war vier Tage und vier Nächte hindurch unser Heim. Auf den übrigen 13 Wagen befanden sich allerlei Güter und Waren für die am Kilimandscharo



Dar-es-Salaam. (Kathol. Kirche und Missionshaus.)

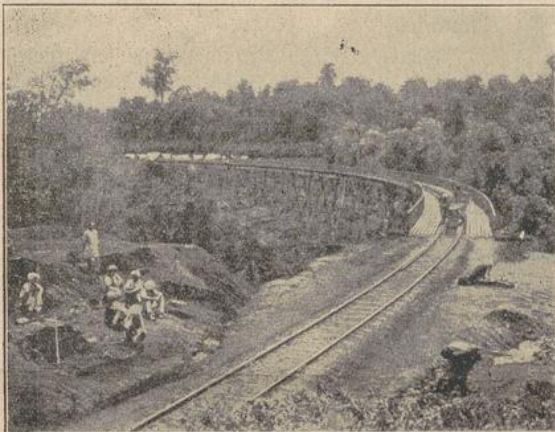
allerdings bloß auf Afrika, von dem er natürlich kein Wort verstand. Uebrigens begriff er doch, was ich eigentlich wollte und benahm sich in Zukunft etwas anständiger und aufmerksamer.

Als ich ein paar Minuten darauf wieder unter meiner Wagendecke saß, mußte ich über den komischen Zwischenfall selber herzlich lachen.
(Fortsetzung folgt.)

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

Vor etwa 50 Jahren gab es in Südafrika, speziell hier in Keilands und den umliegenden Distrikten, noch viele Buschmänner. Zu welchem Volksstamm die wilden, zwerghaften Leute eigentlich zählen, woher sie kamen und wohin sie gingen, ist eine noch offene Frage,



Deutschsüdafrikanische Eisenbahn. (Im Mambara-Gebirge.)

deren endgiltige Lösung ich der Gelehrtenwelt überlasse. Ich begnüge mich mit dem, was ich aus dem Munde hiesiger Eingeborner gehört, welche die Buschmänner und deren Lebensweise noch aus persönlicher Anschauung recht gut kannten.

Ihre äußere Erscheinung kennzeichnete mir die etwa 80jährige Frau des Häuptlings Salima folgendermaßen: „Die Buschmänner, von den Zulus abetwa genannt, waren sehr klein, kaum vier Fuß hoch, dagegen unförmlich dick. Der Kopf war nach oben breiter als unten und wies auffallend dicke Backenknochen auf. Ihre Hautfarbe war etwas verschieden und wechselte zwischen schmutzig-gelb, gelb-weiß, rot oder rötlich-schwarz. Häßlicher als irgendein Volksstamm, den ich je gesehen habe, hatten sie hellfunktende Augen mit bewunderungswürdiger Sehkraft. Zur Zeit des Hungers hing ihre runzelige Haut locker und schlaff am Leibe herab, sodaß sie ganz schrecklich anzusehen waren. Hatten sie aber Ueberfluß an Fleisch, so machte sie ein einziger Monar wieder fett und glatt.“

Daß sie so klein von Statur waren, verdroß sie gewaltig. Sie konnten es nicht leiden, wenn man ihnen sagte, man habe sie beim Nahren nicht bemerkt, mußte ihnen vielmehr versichern, man habe sie schon von weiter Ferne gesehen. Machte man ihnen aber gar ihren kleinen Wuchs zum Vorwurf, so fingen sie zu streiten und zu raufen an, und mehr als einer hat dabei unliebe Bekanntschaft mit ihren vergifteten Pfeilen gemacht.

Mitunter trugen sie auch Hörner, indem sie sich die Schädel wilder Tiere, die sie erlegt hatten, aufsetzten, was ihnen ein noch schrecklicheres Aussehen verlieh. Jeder von ihnen war ein geborener Jäger und Wildddieb. Ihr scharfes Auge erkannte blitzschnell jede, auch die leiseste Spur, ihr Pfeil verfehlte selten sein Ziel, und trotz ihrer zwerghaften Figur legten sie zu Fuß ohne Ruhe und Rast ganz unglaubliche Strecken zurück. Auf ihre Fähigkeit, das Gesehene in getreuem Abbild wiederzugeben, werden wir später, bei den „Buschmanns-Malereien“ zurückkommen.

Ihre Wohnung ist wohl das Primitivste, was man sich denken kann; da ist eine Kulihütte oder ein Klaffenfrack noch ein Palast dagegen. Der Buschmann nimmt mit allem vorlieb. Findet er eine Höhle, so zieht er diese allem andern vor. Er legt bloß einige Reisier und Zweige als Schutz vor den Eingang, und die „Wohnung“ ist fertig. Ist keine Höhle in der Nähe, so vertreibt er sich in ein wildes Dornengebüsch und breitet darüber als Dach die Häute erlegter Tiere aus. Im Notfalle machte er wohl auch ein Loch in den Boden, legt große Steine und Felsblöcke ringsum oder befestigt statt deren einige Stöcke und Pfähle und legt darüber sein Dach. Wenn er's besonders nobel gibt, spannt er gegen die Windseite auch noch eine rot angestrichene, selbst verfertigte Rindenmatte aus. Ein wenig Gras auf dem Boden bildet die Lagerstätte. Ist das Ganze auch nicht größer als ein Straußennest, so hat doch die ganze Familie darin Platz; und wehe dem Unverschämten, der es wagen sollte, dieses sein „Haus“ zu bemängeln!

Ein geradezu ideales Heim fanden die Buschmänner in den vielen Bergen, Schluchten und Höhlen am Großen Keisflusse. Dieser Bezirk war für sie wie geschaffen. Hier waren sie abseits von den übrigen Völkern und Stämmen — denn der Buschmann ist am liebsten allein; ist auch nirgends gerne gesehen, — hatten bei ungünstiger Witterung hinreichenden Schutz und überdies ein sicheres Versteck bei etwaiger Gefahr. Viele dieser Höhlen waren nur ihnen allein zugänglich; einem gewöhnlichen Menschenkinde war es gar nicht möglich, solche Felsenwände und Löcher zu erklimmen. Manche andere dagegen, und zwar sehr große, überaus romantisch gelegene, waren für jeden erreichbar.

Ich selbst habe schon eine ziemliche Anzahl derselben in Augenschein genommen und von den an den Wänden befindlichen Malereien Abdrücke und Zeichnungen gemacht. Eine besonders schön ausgeschmückte erschien mir fast wie ein großer, herrlicher Dom. Die senkrecht aufsteigende Felsenwand ist ungefähr 800 Fuß lang und 220 Fuß hoch. Die Höhle selbst mißt zirka 200 Fuß in der Länge, 180 in der Höhe und 30 bis 40 in der Breite. Eine andere, am Vanzisfluß gelegene, ist wie aus einem einzigen Stück sehr schönem Sandstein ausgebrochen, 180 Fuß lang, 26 breit, aber nur 6—8 Fuß hoch. Die Höhle in Grancini, ganz in der Nähe unserer Missionsstation gelegen, ist zwar verhältnismäßig klein, liegt aber überaus schön mitten im Urwald. Ein schmaler Eingang führt in das Innere des Berges, doch ist die Oeffnung so mit Steingeröll überschüttet, daß sich ein Mann flach auf den Boden legen mußte, wenn er da durchkommen wollte. In früherer Zeit soll mancher Kaffer es gewagt haben, da hineinzukriechen, — die Höhle soll, wie sie versicherten, sehr groß sein —, gegenwärtig aber geht kein Mensch mehr hinein, man dürfte ihm dafür anbieten, was man wollte.

Am Sohitafuß in unmittelbarer Nähe jenes Platzes, wo der in der Kafferngeschichte so berühmte Scaleka-Häuptling Sarili oder Kreli seinen großen Kraal hatte, fanden wir auf einem ziemlich hohen, steilen Berg ebenfalls eine Höhle mit einigen hübschen Wandmalereien. Die Höhle selbst aber ist klein und unbedeutend. Vier Bäume, von Sarili gepflanzt, kennzeichnen die Stätte des ehemaligen Königskraals.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsbilder aus dem Maschonaland.

Vom Hochw. P. Franz Währ.

(Mit 4 Bildern Seite 33, 34, 35 und 36.)

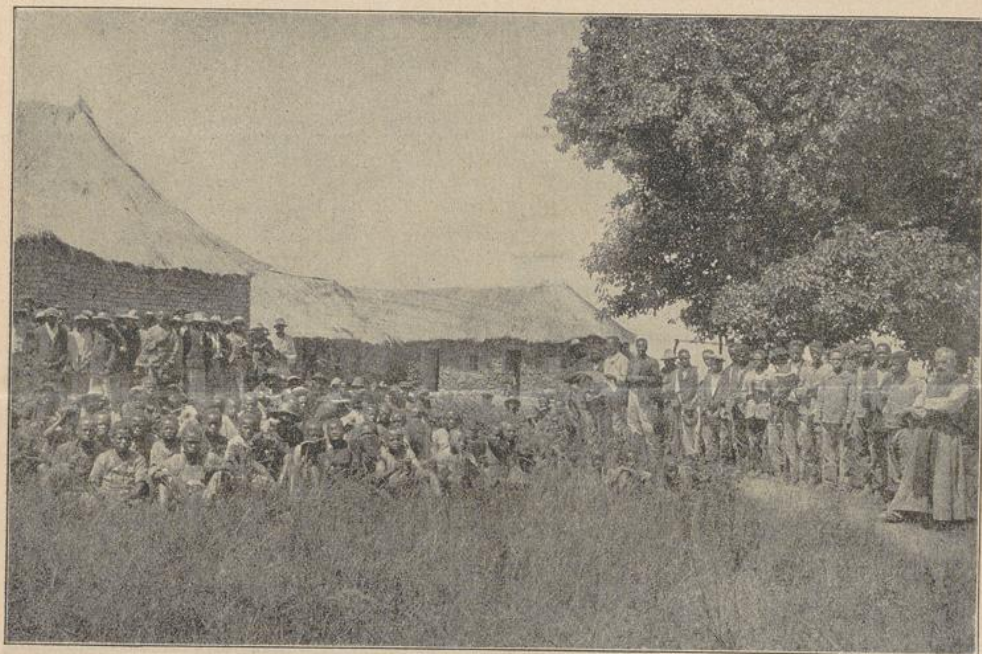
(Fortsetzung.)

Oberhalb der in der Januar-Nummer des „Ver-
giffmeinnicht“ erwähnten Mädchenschule liegt, ein paar

melden. Den Kleinen ist die Arbeit lieber als das Studium, auch müssen sie trachten, sich selbst durch ihrer Hände Fleiß die notwendigen Kleidungsstücke zu verdienen. Denn bei den Maschonas gleichen die Eltern den Vögeln, die für die flüggen Jungen auch nicht mehr weiter sorgen. Unsere Mission in Triashill wäre auch ganz außer Stande, sich all dieser schulpflichtigen Knaben und Mädchen anzunehmen; nur etwa ein Fünftel derselben wird von uns versorgt, meist solche, die von weit her kommen, oder recht talentierte, fromme Knaben, die Hoffnung geben, daß man sie später werde als Katechisten und Hilfslehrer ausbilden können.

Missionskirchlein u. von Triashill.

Dieses Bild veranlaßt mich, eine kleine Bemerkung über das dortige Baumaterial voranzuschicken. Die Gegend von Triashill ist reich an Granit. Damit baut jetzt Bruder Kassian Zengler die neue, geräumige Kirche,



Knabenschule in Triashill, Rhodesia.

hundert Schritte davon entfernt, das Schulhaus der Knaben. Der ganze Häuserkomplex, den wir da sehen, bildet ein unvollendetes Quadrat, in dem eine der vier Seiten fehlt.

Die vordere Seite enthält zwei große Schulzimmer, die zweite ist Schlafsaal der Knaben, die dritte bildet die bescheidene Wohnung der Missionäre. Der genaue Beobachter kann unter der Zimmertüre des Hochwürd. P. Superior den Br. Raphnutius frien sehen, wie er gerade mit einer Bodenreparatur beschäftigt ist. Der fleißige Bruder hatte keine Ahnung, daß hinter ihm, allerdings in beträchtlicher Ferne, der Photograph mit seinem Apparat Aufstellung genommen hatte. Rechts im Vordergrund steht mit einem Teile seiner Schüler Br. Megidius Pfister, Lehrer und Katechet, im Schatten eines großen Baumes.

Kleine Schüler haben wir nicht allzu viele; sie zeigen auch keine solche Lust zum Lernen, wie die großen Jungen, die sich aus eigenem Antriebe von allen Seiten

wovon auf unserer Abbildung allerdings noch nichts zu sehen ist. Die jetzige primitive Kottapelle wurde vor etwa vier Jahren von Bruder Zacharias Niedl aus Nafentücken gebaut. Drei Fuß dicke und neun Fuß hohe Mauern tragen ein Grasdach, über welchem zwei Kreuzchen angebracht sind, um anzudeuten, daß hier unter den unscheinbaren Brotsgehaltn der Gekreuzigte seine Wohnung aufgeschlagen hat.

Zur äußersten Linken sieht der Beschauer die Ecken zweier hintereinander stehender Bauten. Das kleinere, weiß getünchte, enthält zwei Fremdenzimmer, das größere dahinter liegende ist das Schwesternhaus; war aber vorher auch schon einmal unsere „Kirche“.

Endlich sind im Vordergrund noch drei Lehmhütten zu sehen, die uns an die ersten Anfänge der Missionsstation erinnern. Es sind die ersten Bauten der Gründer von Triashill und dienten ihnen lange Zeit als Wohnung. Der von zwei Hütten halbverdeckte Ziegelbau ist die in der Januar-Nummer erwähnte Mädchenschule, und das Gebäude, das rechts von der

Missionskapelle noch ein wenig zum Vorschein kommt, ist das Brüderhaus.

Nun machen wir uns auf den Weg zum Besuche der Außenstationen von Triashill. Als älteste und größte Filiale finden wir hier das unsern Lesern schon längst bekannte

„St. Barbara.“

An Gebäuden weist die Station auf: eine massive Stein-Kirche, ein Wohnhaus, ebenfalls aus Stein, das zum Teil noch auf unserer Abbildung zu sehen ist, ferner eine Knabenschule und eine Mädchenschule mit weit über zweihundert Schülern und Schülerinnen; endlich Küche und Stall.

Bruder Flavian Magiera hat daselbst vom Beginn der Station an mit Einsatz aller seiner Kräfte wenigstens die Arbeit von drei Personen getan. Kein Wunder, daß der seeleneifrige Bruder oft ganz erschöpft am Freitag

versieht mit Hilfe von selbsterzogenen Schwarzen so gut es eben geht, außer dem großen „St. Barbara“ auch noch drei dazu gehörende Katechistenstellen.

„St. Michael“, eine zweite Außenstation von Triashill in Rhodesia.

„Wie zerzaust und armelig doch diese Schulkapelle aussieht!“ wird wohl mancher Leser des „Vergißmeinnicht“ denken. „Wahrlich, die macht dem Herrn der Heerscharen wenig Ehre! Zudem scheint es auch an Leuten zu fehlen, und dennoch hören die Mariannhiller nicht auf, an allen Enden des Landes neue Katechistenstellen zu eröffnen!“

Sachte, gestrenger Herr, sachte! Das Kapellchen, das zugleich als Schule dienen muß, sieht recht arm aus, das ist wahr. Wir selber bedauern es gar sehr, daß uns die Mittel und Kräfte fehlen, gleich vom Anfange an feste, solide Bauten aufzuführen; wir tun eben,



Missionsstation Triashill in Rhodesia im Mai 1912.

Abend jeder Woche in die Mitte seiner Brüder nach Triashill zurückkehrt, um sich am Samstag körperlich und geistig zu stärken. Was doch ein einfacher Bruder in der Mission leisten kann, wenn er einen recht großen Missionseifer hat, und sein Werk vom Segen Gottes gekrönt wird, wie das hier so augenscheinlich der Fall ist!

Als Gehilfen hat Br. Flavian nur schwarze Bur-schen, die er sich selbst zur Mitarbeit in Schule und Katechese heranbildet. Wenigstens einmal jede Woche kommt der Hochw. P. Superior dorthin, um die heilige Messe zu lesen und nach seinen teuren Schäflein zu sehen. Jeden zweiten Sonntag ist auch Sonntagsmesse in „St. Barbara“, an den andern Sonntagen hält Br. Flavian für das Volk Laien-Gottesdienst.

Die Filiale ist in südlicher Richtung etwa 18 Kilometer von Triashill entfernt. Ein Priester mit drei Brüdern und ebenso viel Schwestern hätten hier in der Kirche und in den Schulen, sowie im Haus und Garten vollauf zu tun. So aber ist wegen Mangel an Missionskräften Bruder Flavian daselbst mutterseelenallein und

was wir können. An Leuten fehlt's übrigens hier in Triashill und seiner Umgebung nicht; und dieses Volk zeigt einen Eifer und eine Hinneigung zum Christentume, wie wenige afrikanische Stämme und Völker. Leider ist die Konkurrenz in dessen Christianisierung eine ungeahnt starke, denn auch die verschiedenen protestantischen Sekten sind gewaltig an der Arbeit. Darum heißt es rasch handeln, um das Arbeitsfeld zu beherrschen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Unsere Außenstation „St. Michael“ weist vorläufig an Gebäuden nichts auf als die in unserm Bilde vorgesehene Lehmhütte, daneben steht noch ein kleines, aus demselben Material hergestelltes, mit Gras gedecktes Wohnhaus. Ein schwarzer Lehrer hält hier vor etwa 50 Kindern an fünf Tagen der Woche Schule. Einmal jede Woche kommt einer der zwei Priester von Triashill dorthin und erteilt religiösen Unterricht an jung und alt; auch wird zuweilen eine hl. Messe dort gelesen, doch am Sonntag wandern die Leutchen zum Gottesdienst und Unterricht nach Triashill. Es sind bloß

13 Kilometer dorthin, und eine solche Entfernung bringen diese braven Neuchristen und Katechumenen gar nicht in Anschlag.

Als ich mit dem photographischen Apparate an „St. Michael“ vorbeikam, war gerade ein schulfreier Tag, deshalb sind so wenig Kinder auf dem Bilde zu sehen. Im Hintergrunde erblickt man eigentümlich geformte Granitblöcke, die übrigens in hiesiger Gegend gar häufig anzutreffen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Missionstischlein.

Von Br. Siegfried.

Mariannhill. — Etwa 35 englische Meilen von der Hafenstadt Durban entfernt, steht auf stolzer Bergeshöh, 3000 Fuß über dem Meerespiegel, ein neues Missions-

station Pinetown. Hier warteten wir auf den Zug, der uns landeinwärts bringen sollte. Endlich kam er feuchend und püstend daher. In keinem einzigen Wagen brannte ein Licht. Der Engländer will Nachts Ruhe haben und schlafen, drum dreht er alle Lichter aus. Er sucht sich auch eine Schlafstelle auf und hat bald in jedem Coupee deren vier zurechtgemacht. Die gepolsterte Rückwand jeder Sitzreihe kann nämlich aufgezogen werden, und so gibt es auf jeder Seite unten und oben eine Lagerstätte. Hier macht sich jeder bequem, so gut es eben geht, und auf den Nachbar wird nicht sonderlich viel Rücksicht genommen.

Der Zugführer, der keinen der Schläfer stören wollte, suchte mit seiner Laterne lange die einzelnen Coupees ab, bis er endlich eines ausfindig machte, in dem es noch Platz für zwei Passagiere gab. Wir stiegen ein, drehten, um die englischen Schläfer nicht zu behelligen,



„St. Barbara“, die älteste und größte Außenstation von Triashill in Rhodesia.
(Lehrer und Katechet Br. Slavian Magiera.)

kirchlein und blickt gar freundlich ins Land hinein. Hart nebenan ist die große Umgeni-Location, d. h. ein den Kaffern reserviertes Stück Land; seine Insassen gehören zum Empepeteni-Stamm, und der über sie gesetzte Häuptling heißt Hamangua. Was mögen wohl die Heiden denken, wenn ihnen von der schlanken Turmspitze herab Tag für Tag das Kreuz entgegenwinkt? Und wie werden die dortigen Christen sich freuen, daß sie nun in nächster Nähe ein eigenes Kirchlein haben und nicht mehr einen Weg von sechs bis sieben Stunden zu machen brauchen, um dem Gottesdienste beizuwohnen!

Die Zimmermannsarbeiten für das Kirchlein wurden in Mariannhill fertiggestellt; dann wurden die nummerierten Teile schön verpackt und auf der Bahn bis in die Nähe ihres Bestimmungsortes befördert. Zur Aufstellung des Ganzen sollten in Wäld zwei Brüder, darunter der Schreiber dieser Zeilen, folgen.

Montag früh um 2 Uhr verließen wir das Kloster. Es ging zunächst zu der eine Stunde entfernten Bahn-

ebenfalls die Lichter aus und begannen unsere Tagzeiten zu beten. Zu sehen gab's auf der anderthalbstündigen Fahrt nicht viel, denn es war noch immer sehr dunkel; nur an den vielen Schwankungen merkten wir, daß der Zug viele scharfe Kurven beschrieb. Das Terrain ist nämlich von zahllosen Höhengzügen durchschnitten, und die Engländer graben hierzulande selten einen Tunnel, sondern führen ihre Bahnlinien in langen Serpentinien um diese steilen Berge und Felskuppen herum. Die Steigungen, die sie dabei überwinden, sind oft ganz unglaubliche.

Kurz vor Tagesanbruch erreichten wir unsere Endstation Inchanga (sprich Inischanga). „Wo hin jetzt?“ fragte ich meinen älteren Mitbruder, der schon einmal hier gewesen war und somit über eine gewisse Lokalkunde verfügte. „Da hinauf,“ erwiderte er und zeigte nach rechts zu wie in die Wolken hinein. — Gut, wir stiegen auf schmalem, rauhem Pfade aufwärts und aufwärts, bis uns endlich der Schweiß aus allen Poren

drang. Die Aussicht auf der Höhe war prächtig, zumal als kurz darauf die Sonne aufging und ein Meer von Licht und Farben über die ganze Landschaft ausgoß.

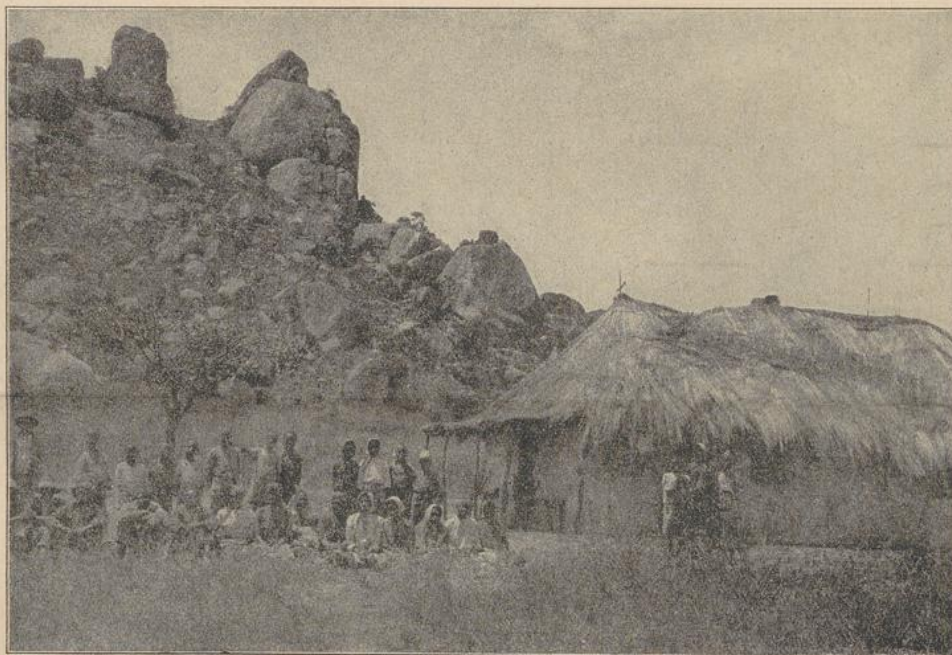
Minder schön und glänzend war unser Quartier, ein gewöhnlicher, rauchgeschwärzter Kaffernkraal, den wir nach kurzer Wanderung erreichten. Die Insassen lagen alle noch in tiefem Schlaf. Auf unser Rufen bequemt sich auch nur der schwarze Hausherr aufzustehen, die übrigen schliefen ruhig weiter, so neugierig auch sonst die Schwarzen sind, wenn sie hören, es sei ein Weißer in der Nähe. Bevor nicht die Sonne eine Stunde und darüber am Himmel steht, ist bei ihnen nichts zu wollen, dafür legen sie sich aber auch am Abend sehr spät zur Ruhe.

Unser braver Unnumzana (Hausherr) machte eine rühmliche Ausnahme. Er kroch sofort aus seiner Decke heraus, bot uns die Hand zum Gruß und beeilte sich, ein

ihr zwar die Zeit angegeben, wann wir das Essen wünschten, allein Pünktlichkeit ist die Haupttugend der Kaffern nicht; und so kam es, daß wir oft eine halbe Stunde oder auch eine ganze länger warten mußten. Unsere Köchin pflegte dann ermunternd beizufügen: „isikati sesidhlulile, die Zeit ist schon vorüber“, eine Behauptung, die unser knurrender Magen nur bestätigen konnte.

Als wir nach einigen Tagen die Fachwände am Boden zusammengefügt hatten, ersuchten wir unsern Quartiergeber, er möge Leute besorgen, die uns beim Aufstellen derselben behilflich wären: „Yebo, konamanje, jawohl, sofort!“ erwiderte er kurz, und wandte sich dem Tale zu. Wir schauten ihm erstaunt nach. Wo wollte er denn hin? Wir sollten es gleich erfahren.

Etwa 50 Schritte vom Bauplatz entfernt ist ein tiefer Abgrund; wohl 300—400 Fuß geht es fast senk-



„St. Michael“, eine Außenstation von Triashill in Rhodesia.

Feuerchen anzumachen, um seinen verehrten Gästen einen stärkenden Tee als Frühstück zu bereiten. Dazu gab es noch Käse und Brot, was wir uns alles trefflich munden ließen.

Nach dem Frühstück ging's zum Bauplatz. Welch' ein erhebender Gedanke, hier im Heidenlande, ein Kirchlein bauen zu dürfen, dazu in solch' prächtiger Lage, die nach allen Himmelsgegenden einen Fernblick auf viele Stunden eröffnete; konnten wir doch von hier aus die der Hauptstadt Mariburg vorgelagerten Hügel sehen. Ich gestehe, nie in meinem Leben habe ich mich mit solcher Freude an eine Arbeit gemacht, wie an diese; und aufs neue dankte ich dem Herrn, daß er mir den Beruf zum Missionsleben gegeben.

Die Fundamente waren schon von schwarzen Maurern hergestellt worden, und nebenan lag verschiedenes, von Mariannhill angekommenes Material, das wir nun ordnen und aufstellen sollten. Wir arbeiteten Stunde um Stunde, bis unsere schwarze Wirtin kam mit der Kunde: „ukadbla kupolile, das Essen ist fertig!“ Wir hatten

recht hinab, und unten im Tale ist eine Menge von Kaffernhütten. Hart vor diesem Bergabhange nun stellte sich unser schwarzer Hausherr auf, hielt beide Hände vor den Mund und posaunte mit Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft ins Tal hinab, daß die Vögel erschreckt auseinander stoben und die am Abhange grasenden Ziegen verwundert ihre Köpfe reckten. Er aber ließ sich nicht beirren, wiederholte noch ein paarmal sein Signal und kehrte dann zu uns mit der Erklärung zurück: „Abantu bazofika konamanje, die Leute werden gleich kommen.“

Wirklich kamen sie nach einer Weile in Gruppen von drei bis vier Mann schön langsam angerückt. Besondere Eile hat's beim Kaffer nicht, es sei denn, es gehe zum Essen oder zu einem Biergelage; zur Arbeit hingegen läßt er sich Zeit. Nach und nach kam eine Menge Volkes zusammen, auch Weiber und Kinder; die einen wollten helfen, die andern zuschauen.

Doch mit diesen Leuten ist schwer arbeiten. Da wird gelärmt und geschrien, jeder packt an, wo ihm beliebt

und jeder gibt dem andern gute Ratschläge, wo er sich hinstellen und anfassen soll. Am meisten Spektakel machten die Weiber. Wer soll da hören, wer ein Kommando verstehen? Da heißt es, energisch auftreten. Endlich gelang es uns, die Leute zum Schweigen zu bringen und sie zu bewegen, da anzufassen, wo wir es ihnen sagten. Zuletzt ging alles gut; die Arbeit war getan, und wir entließen das Volk mit den Worten: „Siyanibonga kakulu, anibuyisele u Nkulunkulu! Hambani kahle, vielen Dank! Vergelt's Gott! Geht in Frieden!“

So verging die erste Woche. Samstag mittags verließen wir unsern Arbeitsplatz und kehrten mit der Bahn nach Mariannhill zurück, wo wir gegen Abend ankamen. Nachdem wir bei unserm Obern den Reisegehalt geholt, suchten wir vor allem die Badezellen auf. In unserm Kaffernquartier war nämlich jetzt, zur

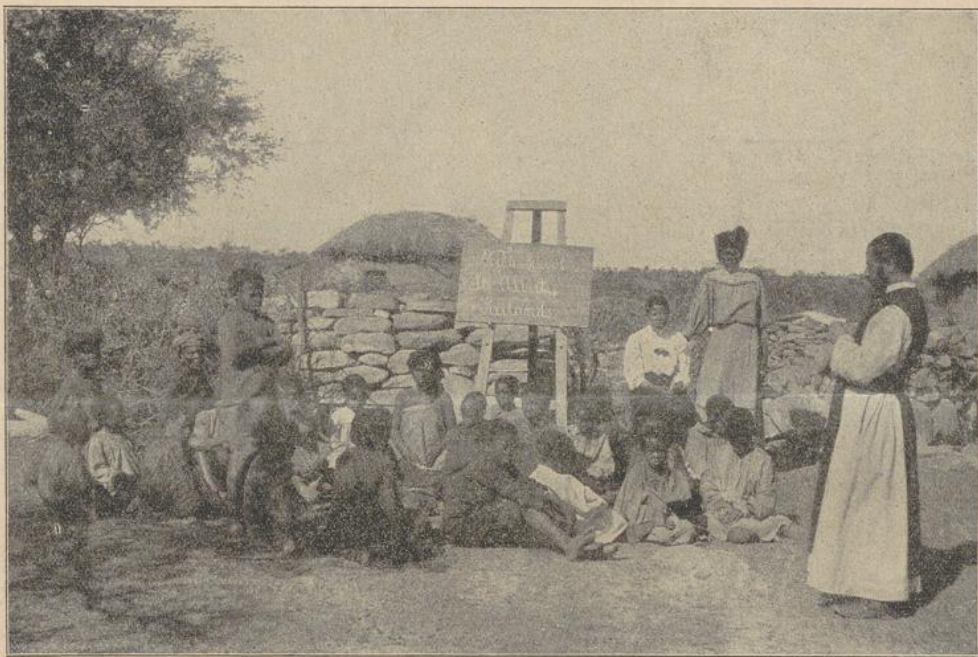
Ein salomonisches Urteil.

Vom Hochw. P. Joseph Wiegner.

Emaus. — Florian, einer unserer schwarzen Arbeiter, zählt zu den verlässigsten Neuchristen, die wir haben. Er ist von männlichem, geordnetem Charakter und geht regelmäßig alle Monat zu den hl. Sakramenten.

Warum er noch kein Weib bekommen konnte, hat seine eigenen Gründe. Die Hauptbedingung, zehn Stück Ochsen für den Vater der Braut, war längst erfüllt, denn er war früher in den Diamantenfeldern in Kimberley und in den Goldgruben von Johannesburg gewesen und hatte sich da schweres Geld verdient. Doch da kam eine der bösen afrikanischen Viehseuchen und raffte ihm seine ganze Herde bis aufs letzte Stück hinweg.

Inzwischen lernte Florian eine gewisse Christina kennen, die sich gegenwärtig auf unserer Missionsstation



Heiba-Schule oder „St. Albert“, eine Augenstation von Steilands. (P. Albert Schweiger.)

Winterszeit, Wasser etwas sehr Rares und Kostbares. Man mußte es weither mühsam holen, denn alle Quellen und Bäche waren ausgetrocknet. Als wir das erstmal Waschwasser verlangten, brachte uns ein Mädchen in einem Becherchen gerade soviel, daß wir die Hände etwas anfeuchten und den Schlaf aus den Augen treiben konnten. Staub und Schweiß wischten wir uns dann mit einem weißen Handtuch ab, das wir vom Mutterhause mitgenommen hatten. Wie es aber am Schlusse der Woche aussah, möge unser Bruder Waschmeister sagen, dem wir es in Mariannhill einhändigten.

Nach der körperlichen Reinigung nahmen wir im hl. Bußsakramente eine geistige vor und gingen dann der Kirche zu. Wir hatten die ganze Woche hindurch keine hl. Messe und keine hl. Kommunion gehabt und fühlten es nun als große Wohltat, daß wir wieder in der Gemeinde weilen und gemeinsam mit unsern Brüdern den Sonntag halten konnten. Das stärkte und erquickte uns wieder für die Arbeit der kommenden Woche.

(Fortsetzung folgt.)

befindet, um das Nähen zu lernen. Um sie zu gewinnen, entschloß er sich, ein zweitesmal nach Johannesburg zu gehen, doch das ungünstige Klima setzte ihm diesmal so zu, daß er rasch zurückkehren mußte. Er suchte und fand Arbeit bei uns, so daß nun beide hier in Emaus beisammen sind; er als Geldarbeiter, sie als Nähmädchen.

Da gab es eines schönen Tages einen argen Krach! — Die Ursache war an sich eine Kleinigkeit. Florian hatte seiner Christina einen Bleistift geliehen. Er achtete nicht weiter darauf, bis er plötzlich dieses sein Schreibzeug in der Hand eines andern Arbeiters erblickte: „Wie kommst du zu diesem Bleistift?“ — „Christina hat ihn mir gegeben.“ — „Wie konnte sie das tun? Der Bleistift gehört mir!“ — Schwarzer Verdacht steigt in seinem Herzen auf.

Was tun? Soll er den Bleistift so mir nichts, dir nichts von Christina zurückfordern? Das wäre kleinlich gewesen und hätte ihn in den Verdacht gebracht, ein großer Geizhals zu sein, was bei den Kaffern immer

als arge Schande gilt. Er wollte deshalb die Sache fein einfädeln, suchte seine Braut auf und begann mit folgender wohlgelesener Rede: „Christina, du weißt, ich arbeite hier schon geraume Zeit, um das nötige Geld zu unserer Heirat zu gewinnen. Nun möchte ich gerne wissen, wieviel ich mir schon verdient habe. Das ist eine lange und schwierige Rechnung, und dazu benötige ich den Bleistift, den ich dir vor einiger Zeit geliehen. Gib mir ihn wieder zurück!“ —

Christina erklärte barsch, sie wisse nicht, wohin der dumme Bleistift gekommen, und spielte überhaupt die Verdrossene und Uebelgelaunte. Es gab Rede und Gegenrede, Florian kommt in die Hitze und läßt, ehe man sich's versteht, seiner Christina eine schallende Ohrfeige abbilden. —

Diese ist wie aus den Wolken gefallen, zieht sich weinend in den Schmollwinkel zurück und schreibt dem

geschlagen, aber lag nicht schließlich die ganze Schuld nur bei ihr? Warum hatte sie den Bleistift einem landfremden Menschen geschenkt, und warum hatte sie ihrem Bräutigam, als er so ruhig und vernünftig darnach fragte, solch schnippische Reden gegeben? Das muß einen rechtschaffenen Mann erzürnen. Und ihr Florian war ein Mann, ein ganzer Mann! Sie hatte die handgreiflichsten Beweise davon, war sie doch bei der unerwarteten Ohrfeige bis in die andere Ecke geflogen. Unter zehn Männern hätte sich nicht einer zu einer solchen Kraftleistung erchwungen! Und einen solchen Helden sollte sie nun kurzerhand laufen lassen? — Sie beschloß, ihre Mutter zu fragen. Eine Mutter weiß immer Rat und versteht sich auf die Herzensangelegenheiten eines Mädchens.

Christinas Mutter war eine kluge, vielerfahrene Frau und gab ihrer Tochter folgenden salomonischen



Dr. Eduard, Doktor und Totengräber in Centocow,

hat vor kurzem das tausendste Kind in Centocow eigenhändig beerdigt. Er hat beständig eine zahlreiche Kundschaft, sowohl unter den Kindern der Missionsstation, wie bei den auswärtig wohnenden Kaffern.

Florian einen Brief des Inhalts, sie wolle nichts mehr von ihm wissen. Wenn er sich jetzt schon herausnehme, sie mit Schlägen zu traktieren, da sie ihm noch gar nicht angetraut sei, was würde er dann erst tun, wenn sie sein Weib wäre? . . .

Florian sah ein, daß ihm der Jähzorn einen schlimmen Streich gespielt; er wollte wieder einsinken und schickte seinen Bruder zu der erzürnten Christina, den Frieden anzubahnen; doch auch dieser ward von der entrüsteten Braut entschieden abgewiesen. — Florian glaubte, es sei da nichts mehr zu machen, und ging nun ruhig seine Wege, ohne Christina auch nur eines Blickes zu würdigen.

Das aber hatte Christina nicht erwartet, sie hatte vielmehr gehofft, er würde, wenn auch zehn- und zwanzigmal abgewiesen, immer wieder bei ihr anklopfen. Nun ließ er sie sitzen! Wo in der Welt würde sie wieder einen solchen Mann bekommen? Gewiß, er hatte sie

Rat: „Mein Kind, warum fragst du mich in einer Sache um Rat, die schließlich dich allein angeht? Du mußt mit Florian zusammenleben, wenn du ihn zum Manne nimmst, nicht ich. Ihr habt jetzt eines elenden Bleistiftes wegen einen solchen Streit miteinander angefangen. Kind, in der Ehe wird es noch viele Streitfälle geben, die bedeutender sind als dieser. Ich weiß zum voraus, dann wird meine Christina jedesmal zu mir laufen und mir vorjammern: „Mutter, siehe, der Florian, den ich einzig und allein auf deinen Rat hin zum Manne genommen, hat mir wieder dies und das getan! O ich hatte ihn schon vor der Hochzeit kennen gelernt und hätte ihn nie genommen. Mutter, du bist Schuld an meinem Unglück!“ — Gewiß, so wirst du dann brechen.

Doch damit will ich jetzt keineswegs gesagt haben, daß du die Hand des Florian für immer ausschlagen sollst. Denn, soviel ich merke, steckt noch immer ein

starker Funke von Liebe zu ihm in deiner Brust. Wächst der Funke zur hellen Flamme an und bist du wieder ganz in deinen Florian verliebt, doch ohne die Möglichkeit, ihn zum Manne zu bekommen, dann wirst du gleichfalls mir die Schuld geben und sagen:

„Mutter, auf deinen Rat hin habe ich das Verhältnis mit Florian abgebrochen. Es tut mir jetzt leid! Er hatte mich nur in der ersten Aufwallung geschlagen und ist sonst ein prächtiger, herzenguter Mann. Die meisten Männer sind etwas hitzig, das liegt so in ihrer Natur. O, wir hätten uns bald wieder versöhnt und wären das glücklichste Paar geworden, doch du, Mutter, du bist Schuld, daß ich einen so trefflichen Mann verloren und nun verschmäht und verachtet daße.“ — Gewiß, Kind, so würdest du sagen. Drum überlege die

sie den Namen Gaudentia erhielt. Ihrer beständigen Kränklichkeit wegen — sie redete stets mit leiser, gedämpfter Stimme — wurden ihr nur leichtere Hausarbeiten aufgetragen. So wuchs sie zur Jungfrau heran. Ihre Eltern aber hatten inzwischen die alte Heimat verlassen und sich in der Nähe unserer Missionsstation Citeaux (sprich Cito) niedergelassen. Eines Tages äußerte Gaudentia den Wunsch, ihre lieben Eltern besuchen zu dürfen, was man ihr ohne Bedenken gestattete. Doch siehe, daselbst machte sie Bekanntschaft mit einem heidnischen Jüngling, und von der Stunde an war es um ihre Treue im christlichen Glauben geschehen. Zum Erstaunen aller warf sie bald darauf ihre christlichen Kleider weg, legte dafür den heidnischen Brautsmuck an und begab sich mit einigen andern



Missionsbild aus Hardenberg. (P. Chrysostomus Ruthig.)

Drei Generationen auf einem Pferde? Ja, bei Regenwetter und geschwellenen Flüssen könnt ihr das bei den Basutos alle Tage sehen.

Sache wohl und tue dann, was du willst. Mir aber sollst du später keine Schuld zuschreiben, wenn es dir nicht nach Wunsch und Willen geht.“ —

So die treffliche Mutter. Was wird nun unsere Christina tun? Denn der famose Streitfall ist zur Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, noch nicht aus. Nun, soweit ich meine Pappenheimer kenne, wird es schließlich zwischen Florian und Christina doch zu einer glücklichen fröhlichen Hochzeit kommen.

Wie gelebt, so gestorben.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Mozintaba besuchte längere Zeit unsere Missionschule in Czenstochau oder Centocow (sprich Centokau), wie man hier zu sagen pflegt. Sie hatte den elterlichen Kraal heimlich verlassen, zeigte sich in der Schule willig, leutsam und still und wurde daher nach vollendeter Probezeit zur hl. Taufe zugelassen, wobei

heidnischen Mädchen zum Kraale des Bräutigams, um sich mit ihm auf heidnische Art zu vermählen. —

Unser Hochw. P. Missionar bot zwar alles auf, den unseligen Schritt zu verhindern; umsonst, das betörte Mädchen schlug jede Ermahnung in den Wind und lebte fortan als Heidin. Ein paarmal kam sie zwar noch zur Kirche, blieb dann aber wieder ein paar Jahre aus. Stellte man sie zur Rede, so pflegte sie zu sagen: „Ich wollte gerne kommen, aber ich kann nicht, ich bin krank.“ So vergingen fünf bis sechs Jahre. Ihr Mann nahm sich inzwischen ein zweites Weib, Gaudentia aber blieb dennoch bei ihm.

Eines Tages erhielten wir die Nachricht, Gaudentia sei wirklich krank, ja schon dem Tode nahe, pansi kwokusa, wie die Schwarzen sagen. Da machten wir uns auf den Weg und nachdem wir mehr als zwei Stunden bergauf und bergab gewandert waren, fanden wir sie krank und elend, auf einer Vinienmatte liegend, notdürftig in eine alte Wolldecke eingehüllt. Unsere Krankenschwester gab ihr zwar eine Medizin, erklärte

ihr aber offen, daß ihr Zustand recht bedenklich sei, denn sie sei lungenkrank; sie möge daher zur Missionsstation kommen, teils der besseren Pflege wegen, namentlich aber, um ihr Vergernis gut zu machen und sich wieder mit Gott auszuöhnen.

„Ich möchte schon, aber ich kann nicht, ich bin krank,“ lautete auch diesmal ihre Antwort. Einige Wochen später kommt in früher Morgenstunde ihr Mann daher und spricht: „Gloet Gaudentia! Sie ist so schwer krank, daß wir nichts mehr mit ihr anfangen können, daher mag sie jetzt bei euch bleiben.“ Das war nun allerdings sehr un schön gesprochen, doch wir als Christen wollten uns nobel zeigen und gestatteten, daß die Kranke hierher gebracht wurde. Das war im Juli 1910.

Gaudentia wurde von der Krankenschwester in liebevolle Pflege genommen, erhielt eine kräftige Kost, kurz alles, was wir in unsern ärmlichen Verhältnissen ihr bieten konnten. Die Kranke zeigte sich ganz zerknirscht, erklärte offen, daß ihr Leiden eine Strafe Gottes für ihren Abfall vom Glauben sei und versprach, alles gutzumachen. Allmählich besserte sich ihr Zustand ganz auffällig. Ihr Mann, der in der Nähe das Amt eines Polizisten versah, fing an, sie zu besuchen und blieb zuletzt manches Stündchen bei ihr. Das wollte uns nicht gefallen, wir rieten daher Gaudentia, nach Reichenau, das nur eine kleine Tagesreise von hier entfernt ist, zu gehen, weil sie dort gegen die Gefahr eines Rückfalls viel sicherer sei.

Sie gab sofort ihre Zustimmung und machte sich in Begleitung eines Aylweibes auf den Weg. Kaum hatte aber das wankelmütige Weib unsere Mission verlassen, als sie schon einen geheimen Boten zu ihrem Manne schickte mit der Meldung, sie gehe jetzt nach Reichenau. Dieser eilte ihr auf einem kürzeren Wege nach und führte sie in seinen Kraal zurück, was sie ohne Widerrede geschehen ließ.

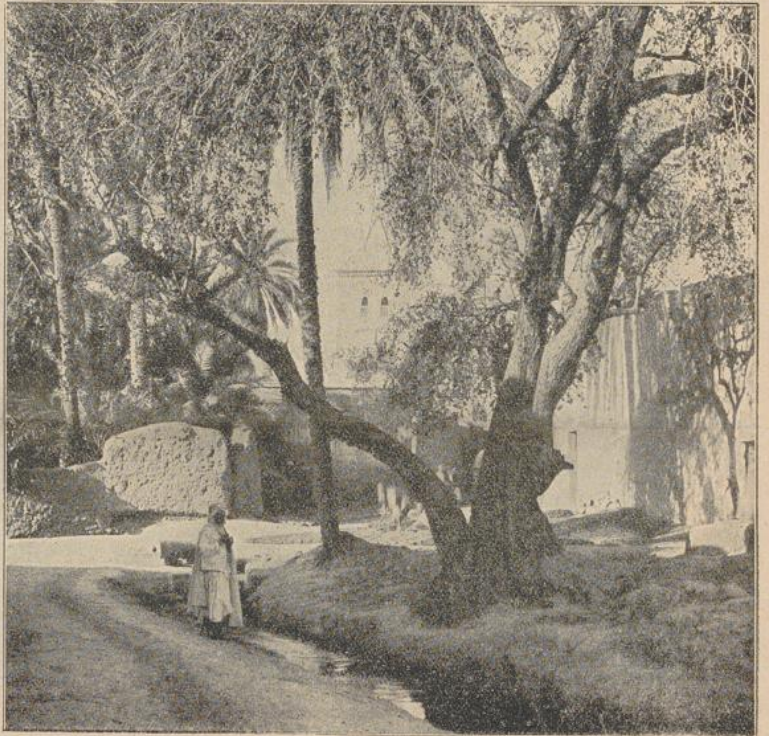
Nun war, wie es scheint, ihr Sündenmaß voll und die Gnade Gottes für immer verscherzt. Nur zweimal sah man sie noch bei uns in der Kirche: am Feste Allerheiligen und an Weihnachten 1910. Ihr Lungenleiden trat mit neuer Heftigkeit auf, und sie wankte offenbar dem Grabe zu. Gelegentlich eines Biergelages, das sie in ihrer Hütte veranstaltete, äußerte sie zwar einer Verwandten gegenüber den Wunsch, es möchte doch der P. Missionar zu ihr kommen, um ihre Beichte zu hören, allein der seeleneifrige Priester war inzwischen auf eine andere Station versetzt worden.

Da kommt eines Tages die Kunde hierher, Gaudentia sei geisteskrank geworden, sie habe die Kleider, die sie bei uns erhalten, zerschnitten und verbrannt und sich wieder in eine alte, zerrissene Decke eingehüllt. — P. Superior, der erst kürzlich hier angekommen war, ging zwar zu ihr, konnte aber kein verständiges Wort mehr aus ihr hervorbringen. Sie kam auch bis zu ihrem Ende nicht mehr zu sich. In der Nacht vor dem Allerseelentage forderte der Herr sie ab vor sein allgerichtetes

Gericht; kein Priester segnete ihre Seele aus. Ihr Leib wurde in der Nähe des Straales wie der einer Heidin verscharrt, wo aber mag wohl ihre Seele sein? —

Vielseitig in Anspruch genommen.

Maria-Ratschik. — Bin ein Schuster von Beruf, muß nebenbei auch den Sattler machen, weil dies teilweise in mein Amt einschlägt, und weil weit und breit kein eigentlicher Sattler zu haben ist. An Arbeit fehlt mir's nicht; unsere eigene Missionsstation macht mir oft genug zu schaffen, bis ich alle die Patres, Brüder und Schwestern, Schulkinder und schwarze Arbeiter befriedigt habe. Dazu melden sich auch noch viele auswärtige, namentlich englische und holländische Farmer, die alle von mir bedient sein wollen.



Die Oase Bistra.

Ellshotel, Berlin 68.

Eine Zeitlang fungierte ich auch als Uhrenmacher. Das Geschäft blühte, allein da mir meine Augen lieber sind, als die paar Mark, die dabei heraus sprangen, hängte ich die Geschichte wieder an den Nagel.

Großes Vertrauen und gewaltigen Zulauf genieße ich auch als Zahnarzt. Stundenweit und von allen Himmelsgegenden her kommen die Leute mit dickgeschwollenen Backen zu mir, zeigen mir offenen Mundes den Schaden und heischen schleunige Hilfe. Letzten Februar habe ich innerhalb drei Wochen 25 Zähne gezogen. Ich könnte ein schönes Geld dabei verdienen, tue es aber umsonst, was von den Patienten gar hoch angeschlagen wird. Weil's nichts kostet, will mancher Kasser gleich zwei bis drei Zähne auf einmal gezogen haben. Sie halten dabei in stoischer Ruhe aus, ohne zu mucken; doch nicht alle. Mancher jagt, wenn er kommt, er wolle sich zwei Zähne ziehen lassen. Habe ich aber den ersten gezogen, so erklärt er, er habe für heute genug

und werde vielleicht ein andermal wieder bei mir vor-
sprechen.

Auch Feiglinge habe ich schon gefunden. Ein Kaffer wollte einen hohlen Zahn gezogen haben, hielt aber beharrlich den Mund geschlossen, wenn ich mit der Zange nahte. Legte ich sie weg, so sperrte er seine Mühle weit auf. Zuletzt wurde mir die Geschichte zu dumm, ich setzte mich ruhig auf meinen Schusterbock und begann zu arbeiten. Ganz zerknirscht, bat der Arme nun, ich möchte doch wieder die Zange zur Hand nehmen, er wolle nun gern den Mund aufmachen, er habe ihn vorher überhaupt nur aus unbezwinglicher Furcht so ge-

die hl. Taufe und am weißen Sonntag gingen 60 das
erstmal zur hl. Kommunion. Von allen Seiten kommen
Bitten um Schulen. Wenn wir nur mehr Mittel und
mehr Arbeitskräfte hätten! So aber müssen wir auf
vielcs verzichten. Hat keiner meiner Handwerks-
kollegen draußen in der weiten Welt Lust, sich
unserer Mission anzuschließen? Ich dachte, mancher
von ihnen könnte sich hier recht nützlich machen und für
den Himmel eine recht schöne Krone verdienen. Ich
selbst bin in meinem Leben weit umhergekommen, habe
viele Länder Europas durchreist und Südamerika vom
Atlantischen bis zum Stillen Ozean durchquert, bis ich



Eucharistischer Kongress in Wien. Kaiserliche Leibgarde. Photograph. v. Lechner (Ed. Müller), Wien.

schlossen. Ich ließ mich rühren, stand auf, ergriff mein
Zänglein, doch es war die alte Geschichte; der Mann
wollte den Mund nicht öffnen. Schließlich kam ich aber
doch hinein, setzte rasch an und zog aus Leibeskräften;
aber, o weh, der morsche Zahn brach ab! —

Nicht viel mutiger zeigte sich ein Kaffernweib. Um
1/2 12 Uhr mittags klagte sie mir ihre Not, doch erst um
4 Uhr nachmittags konnte sie sich dazu entschließen, sich
den Zahn ziehen zu lassen, und auch da mußte ihr ein
Mann den Kopf halten und ein zweiter beide Hände,
damit sie mir nicht beständig in die Zange griff.
Schließlich ging der Zahn so leicht heraus, so daß sie
über ihre grundlose Furcht selber herzlich lachen mußte.

Die meiste Arbeit mit Zahnziehen habe ich jedes
Jahr, wenn der Mais zu reifen beginnt. Die Kolben
werden da am Feuer geröstet, und um sie zu kauen, muß
man gute Bähne haben. Das Jahr hindurch hat ein
schadhafter Zahn weniger zu sagen, denn da essen die
Kaffern vielfach Maisbrei, und der rutscht schon so
hinunter.

Unser Missionswerk schreitet langsam aber sicher
voran. Am Ostermontag 1912 erhielten 48 Schwarze

endlich hier, in Südafrika, in der Mariannhiller Mission
das fand, was ich überall vergebens gesucht hatte:
wahren, dauernden Seelenfrieden.

Br. Quirinus.

„St. Anna“ (Toteni).

Es war wirklich ein Tag, den der Herr gemacht, der
25. August 1912; nahten doch an diesem, dem reinsten
Herzen Maria geweihten Tag, zum erstenmale 28
schwarze Neubefehrte dem Tische des Herrn.

„St. Anna“ ist eine der jüngsten unserer Missions-
stationen, hat aber trotzdem schon recht erfreuliche Mis-
sionserfolge zu verzeichnen. Mit dem Kommunion-
Unterricht hatte der Hochw. P. S. Duffin schon kurz nach
Weihnachten begonnen; zur Feier selbst wurde zuerst
das Fest der hl. Mutter Anna ausersehen, dann aber,
weil um jene Zeit gerade unsere Priesterergerzien statt-
fanden, auf das genannte schöne Muttergottesfest ver-
legt.

Am Dienstag, den 20. August, (Fest des hl. Be-
nard) gegen 5 Uhr Abends begann die nähere Vorbe-

reitung auf den großen, hochwichtigen Akt. Die guten Leute kamen mit Sack und Pack, mit Kind und Regel hier an und ichlugen ein kleines Lager auf. Da kam reges Leben in die sonst so stille Station! Die Tagesordnung war folgende:

- | | | |
|----|-------|--------------------------------------|
| 6 | Uhr | Aufstehen — Morgengebet — Angelus, |
| 6½ | Uhr | heilige Messe, |
| 7 | — 8 | Unterricht — Frühstück, |
| 8 | — 10¾ | Handarbeit (mit Sichel, Hacke usw.), |
| 11 | — 12 | Unterricht — Mittagessen, |
| 1 | — 2½ | Unterricht — Kreuzweg, |
| 2½ | — 4¼ | Häusliche Arbeiten, |
| 5 | — 6 | Unterricht — Abendessen, |
| 7 | | Rosenkranz — Vitanen (mit Lied). |

Auf diese Weise haben die Leute praktisch erfahren, wie ein Christ seinen Tag zubringen soll. Ein solches Ereignis war hier noch nicht dagewesen, und es verdient lobend erwähnt zu werden, daß die Leute sich redlich Mühe gegeben. Samstag Morgens noch eine gute Stunde lang ein letzter vorbereitender Unterricht, hierauf gründliche Reinigung von Leib und Seele, um am folgenden Morgen würdig und geziemend das Brot des Lebens zu genießen.

Am Sonntag Morgen wurden die Erstkommunikanten mit Kreuz und Fahne von ihrem Lager abgeholt. Auch einige weiße Christen waren zur Feier erschienen. Die Zeremonie ging in würdiger Weise vor sich, und ich bin fest überzeugt, daß die Glücklichen diesen Tag nie vergessen werden.

Br. Malachias hat sich bei dieser Gelegenheit recht verdient gemacht, indem er an alles dachte, für alles sorgte. In Kapelle und Küche hatte der gute Bruder die Hände voll Arbeit. Es war ihm auch gelungen, mit etlichen 20 Bäumchen der ganzen Station ein festliches Aussehen zu geben. Für den Missionär ist ein solcher Tag ein Tag der Arbeit, aber auch ein Tag der Freude, der reinsten Freude für sein Priesterherz! Ja, die hl. Anna wird das auf ihren mächtigen Schutz gesetzte Vertrauen, von dem schon vor Jahresfrist der damalige Superior R. Bonifaz zu erzählen wußte, nicht zu Schanden werden lassen, wird noch mehr solcher Freudentage dem kleinen Loteni, das ihrem Namen geweiht ist, von ihrem göttlichen Enkelkinde erleben!

Es ist eine reizende Gegend hier im Winkel zwischen den Drakensbergen und dem Malungwana. Der letztere ist ein herrlicher Berg; steile, burgartige Felsen umkleiden ihn. Der Berggründen, auf dem „St. Anna“ liegt, gehört mit Mariatrost, Mariahilf und Revelaer offenbar zu den gesündesten Stationen unserer Mission. Zur Zeit ist es wohl auch das ruhigste Plätzchen. Ein Priester und ein Bruder bilden seine ganze Besatzung. Es ist eine kleine Tageschule dahier. Jeden Morgen, etwa um 9 Uhr kommen Lehrer und Schüler und verlassen die Station wieder um 3 Uhr. Also Morgens und Abends das Stationspersonal: zwei Mann hoch! Wir schlafen beide in der Kapelle, d. h. Br. Malachias in der Sakristei, und ich selbst im angrenzenden Zimmerchen, welches letzteres auch als Refektorium und Fremdenzimmer dient. Aber höret, liebe Leser und Freunde, ein neues Haus soll jetzt gebaut werden; ja, es ist schon da, schläft in Bündeln eingewickelt auf der warmen Mutter Erde und harret seiner baldigen Auf-erstehung!

P. Beda.

Ein Stück heidnischen Aberglaubens.

Von Schw. Arcadia, C. P. S.

Keiland. — Eines Tages hatte hier in der Nähe der Bliz in eine Kaffernhütte eingeschlagen. Da P. Superior niemand fand, der sich herbeigelassen hätte, das halbverbrannte Strohdach herunterzunehmen und in Büscheln zusammenzubinden, ersuchte er mich, diese Arbeit mit Hilfe einiger unserer schwarzen Arbeiterinnen zu tun. Die Sache kam mir ganz nach Wunsch, denn ich hoffte dabei die Schwarzen in recht eklatanter Weise von der Torheit ihres Aberglaubens überzeugen zu können.

Ich rief ein paar christliche Frauen, die sonst bei jeder Arbeit willig und tapfer zugreifen, ließ sie eine Leiter holen und befahl ihnen, mir zu folgen, ohne ihnen jedoch zu verraten, um was es sich handle. Sie gingen willig mit, doch in der Nähe des verhängnisvollen Kraals angekommen, blieben sie verdukt stehen; sie erkannten, was ich von ihnen wollte. Mit Mühe brachte ich sie dazu, sich überhaupt dem Kraale zu nähern, zu einer Arbeit jedoch vermochte ich sie nicht zu bewegen. „Schwester“, sagten sie, „diesen Kraal hat Gott gegeben, und wenn wir es wagen, ihn zu berühren, müssen wir sterben.“

Ich wollte nach dem Grundsatz handeln „Worte bewegen, Beispiele aber ziehen“ und machte mich daher selbst an die Arbeit. Ich legte die Leiter an und stieg hinauf. Einmal rutschte die Leiter ein wenig, da schrien die Weiber entsetzt auf, denn sie meinten, Gottes sichtbare Strafe habe mich, die Frevlerin, schon ereilt. Ich lachte und befahl ihnen, Bänder zu machen und das Deckgras, das ich hinunterwerfen würde, zusammenzubinden. — Nein, nein, auch das dürften sie nicht tun, denn auch dies hatte den plötzlichen Tod für sie im Gefolge. Meine Gegenbemerkung, ich selbst stürbe ja auch nicht, obgleich ich jetzt den Kraal berührte und das Stroh entfernte, fruchtete nichts; sie erwiderten einfach: „Ja, Schwester, du kannst das ruhig tun, denn du zählst zu den Weißen; uns Schwarzen aber bringt die Berührung eines Gegenstandes, den der Himmel geschlagen, den sicheren Tod!“

Nun kam gerade P. Superior vorbei. Auch er suchte durch Belehrung, durch Güte und Strenge die abergläubischen Weiber zur Arbeit zu bewegen, umsonst; sie wiederholten immer die gleiche Antwort: „Water, wir können nicht, wir dürfen nicht, es brächte uns den Tod!“ — Zuletzt baten sie mich, ihnen eine andere Arbeit zu geben; doch ich entgegnete, ich würde ihnen nicht nur heute keine andere Arbeit geben, sondern sie überhaupt zu keiner Arbeit mehr annehmen; ich wollte willige, gehorjame Arbeiterinnen haben und keine so eigenwilligen. . . Da schlichen sie traurig eine nach der andern fort und wandten sich mit ihrer Bitte um eine Arbeit an unsere ehrw. Schwester Oberin. Doch da kamen sie böse an. „Tut die Arbeit, die euch P. Superior und Schwester Arcadia aufgetragen hat, eine andere bekommt ihr nicht“, lautete der gemessene Bescheid. —

Nun ging ein Jammern los: „Ach, was sollen wir doch anfangen? Die Schwestern wollen uns keine Arbeit mehr geben, und wir haben für uns und unsere Kinder nichts zu essen und nichts, um uns zu kleiden; rühren wir aber das Gras an, in das der Bliz eingeschlagen hat, so müssen wir sterben! Was tun, was beginnen? Unheil und Verderben von allen Seiten!“ —

Am nächsten Morgen kamen sie wieder. Ich erwiderte ihren Gruß mit der Frage: „Seid ihr Christen

oder Heiden, und wollt ihr heute wieder handeln, wie gestern?" — Da baten sie beschämt um Verzeihung und versprachen, jede, jede Arbeit zu tun, die ich ihnen anweisen würde. Damit war ich auch wieder versöhnt; es sind eben arme, beschränkte Schwarze, Neubekehrte, und der alte heidnische Aberglaube steckt so tief in ihnen, daß man große Geduld und Nachsicht mit ihnen haben muß. Weit klüger und besser geartet sind die Kinder, zumal jene, die frühzeitig die Missionschule besuchten; hier konnte das Heidentum nicht so tiefe Wurzel fassen.

Wert der hl. Messe.

Das hl. Meßopfer ist der Mittelpunkt des ganzen katholischen Gottesdienstes.

Viele Sakramente und Sakramentalien werden nur in Verbindung mit der Messe gespendet. Die Messe verhält sich zu dem übrigen Gottesdienste wie ein Edelstein zu seiner Fassung. (Hurter.) Sie ist ein See, worin sich die Gnadenströme des Kreuzopfers sammeln, von wo aus sie dann durch die hl. Sakramente wie durch Kanäle auf die Menschen überströmen. Die hl. Messe ist die täglich aufgehende Gnaden-sonne, deren weiße Lichtstrahlen sich in den Sakramenten siebenfach brechen und so den goldenen Friedensbogen bilden, der den Reichtum des Himmels mit der Armut der Erde verbindet. (Gühr.) — Die hl. Messe übersteigt an Würde um viele Stufen die hl. Sakramente; denn diese sind nur Gefäße der Barmherzigkeit für die Lebenden, die Messe ist aber ein unerschöpfliches Meer der göttlichen Freigebigkeit für Lebende und Verstorbene. (P. Cochem.) Durch das hl. Meßopfer haben die Menschen gleichsam schon im Voraus den Himmel auf Erden, weil sie durch dieses Opfer den Schöpfer des Himmels und der Erde vor sich haben und auch mit Händen berühren können. (Urban XIII.) Soviel Tropfen das Meer, soviel Strahlen die Sonne, soviel Sterne der Himmel, soviel Blumen die Erde hat, soviel Geheimnisse faßt das hl. Meßopfer in sich. (Hl. Bonav.)

(Spirago.)

Gehet zu Joseph.

Triasshill. — Möchte heute eine alte Dankeschuld dem hl. Joseph gegenüber abtragen. Die Sache verhält sich so: Ende April 1912 begleitete ich, auf einem eben gekauften Esel reitend, unsern Hochw. P. Abt nach „St. Barbara“. Der ehrw. Vater selbst fuhr mit P. Cellerarius und mit dem Hochw. P. Mayr in einem mit zwei weiteren Eseln bespannten Wägelchen. Es war ein schöner Tag, das schwarze Volk war überaus zahlreich

herbeigeströmt und alles war lustig und frohgestimmt; doch am Abend sollte es noch ernste Gesichter geben.

Auf dem Heimweg wurde der neue Esel an den Wagen gespannt, um zu sehen, ob er sich auch als Zug-tier bewähren würde. Es ging alles gut, doch kurz nach unserer Rückkehr meldete uns der Bruder, das Tier



Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Von C. G. Pfannschmidt.

Gänge, Leipzig-Reuditz, Rohlgartenstraße 14.

liege im Stall auf dem Boden und scheine krank zu sein. Auf Anraten unseres in solchen Sachen wohlverfahrenen P. Cellerarius wurde es aus dem Stalle geführt, und der Bruder sollte es besteigen und reiten, um es in Schweiz zu bringen; denn es schien, es habe sich durch Erkältung eine starke Kolik zugezogen. Der Bruder tat seine

Schuldigkeit und brachte es hierauf wieder in den Stall. Doch die Sache gestaltete sich immer schlimmer. Das Tier wälzte sich vor Schmerz am Boden und zerschlug sich an den harten Wänden fürchterlich. Wir gaben ihm, so gut wir konnten, Medizin ein, und breiteten heißgetränkte Säcke über ihn aus. Ich ließ mir Stola und Wähwasser bringen und betete die im Rituale vorgesehene Benediktion für kranke Tiere. Im Kirchlein aber beteten die Schwestern vor dem St. Josephsbilde. Es schien alles vergeblich zu sein; am späten Abend zog ich mich zurück, in der sicheren Erwartung, morgen den Esel tot zu finden.

Das Tier hatte uns 700 Mark gekostet und war uns unentbehrlich. Woher sollten wir bei unserer Armut die Mittel finden, ein neues zu kaufen? Dazu hatten wir im Laufe der letzten anderthalb Jahre schon so viel Unglück im Stalle gehabt, daß uns dieser abermalige Verlust eines guten Zug- und Reittieres doppelt schwer gefallen wäre. Da wandte ich mich in meiner Not ebenfalls an den hl. Joseph. Ich versprach im Falle der Erhörung, jeden Mittwoch beim Abendgebet der Kinder, statt wie bisher am Hochaltar, am Seitenaltärchen vor seinem Bild die Kerzen anzuzünden; desgleichen gelobte ich die Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Und siehe, kaum hatte ich das Versprechen gemacht, da zeigten sich auch schon Anzeichen der Besserung. Der Esel konnte langsam herumgeführt werden, erholte sich am folgenden Tage noch mehr, und heute reitet mit ihm Br. Klavian wieder nach „St. Barbara“. Gott und dem hl. Joseph sei für alles Dank gesagt!

(P. Albalbero Fleischer.)

Eine langjährige Vergißmeinnicht-Leserin schreibt: „Wie viele andere, so wandte auch ich mich in einer großen Bedrängnis an den hl. Joseph, diesen wunderbaren Helfer in jeglicher Not. Ich versprach auch, eine milde Gabe für die armen hungernden Kinder in Trias-Hill zu geben, deren Not der ehrwürd. Bruder Cassian im Vergißmeinnicht so rührend geschildert hatte. Und in höchst auffallender Weise, über alles herrlich hat mir mein heiliger Namenspatron, der hl. Joseph, geholfen, und zwar durch drei Priester, welche mir die göttliche Vorlesung zuschickte und die mir zu einer klaren Erkenntnis des Willens Gottes in einer großen wichtigen Sache verhalfen. Dem lieben Gott und dem treuen, heiligen Joseph sei dafür öffentlich mein tausendfacher Dank gesagt!“

Münsterland. — Eine Leserin dankt dem lieben hl. Joseph recht herzlich, da sie, nachdem sie fleißig gebetet und Veröffentlichung gelobt, durch seine Fürsprache die gewünschte Anstellung im öffentlichen Schuldienste erhielt. Dem heiligen Joseph sei dafür öffentlich Lob und Dank gesagt!

„Ich hatte ein krankes Kind“, schreibt eine andere Leserin, „und gelobte in meiner Not, zu Ehren des hl. Joseph eine hl. Messe lesen zu lassen, sowie Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Meine Bitte wurde erhört, und ich kann nur in größter Dankbarkeit allen, die in Not sind, zurufen: „Gehet zu Joseph!“ Er wird eure Bitte sicher erhören, falls es Gottes Wille und eurem ewigen Heile dienlich ist.“

Ein Priester aus Böhmen schreibt: „Im Namen eines meiner Pfarrkinder schließe auch ich mich der großen Zahl jener an, die öffentlich dem hl. Joseph ihren Dank aussprechen. Die betreffende Person war mehrere Jahre in Wien im Dienste und wurde dazwischen zweimal operiert. Sie konnte gar nichts mehr arbeiten und ihr Zustand verschlimmerte sich derart, daß sie in ihre Hei-

mat zurückkehren mußte, wo sie vier Monate lang bettlägerig war. Sie war an der rechten Brustseite ganz offen, und die Wunden ergossen fast beständig Blut. Zweimal wurde sie mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Da las ich von den vielen Gebetserhörungen im „Vergißmeinnicht“ und gab ihr den Rat, eine oder zwei Novenen zu Ehren des heiligen Joseph zu halten. Und siehe, kaum war die erste Novene zu Ende, da trat schon eine wesentliche Erleichterung ein, und heute vertritt die Person, wenn auch noch nicht vollständig gesund, in einem Bauernhause die Arbeiten einer Dienstmagd. Tausend Dank dem heiligen Joseph, dem großen Helfer in jeglicher Not!“

Aus Mähren ging uns folgender Bericht zu: „Der hl. Joseph hat mir schon oft geholfen; ich will hier nur einen Fall erwähnen. Im Jahre 1904 haben wir ein Haus gebaut, allein infolge einer fehlerhaften Konstruktion neigte sich bald die Frontseite derart, daß jedermann, der es sah, erklärte, der Fehler lasse sich nur dadurch gut machen, daß man die ganze Frontseite abtrage und neu aufbaue. Da wandte ich mich in meiner Not an den heiligen Joseph und versprach ihm zeitweilig eine gewisse Andachtsübung, falls er mir helfe. Siehe, da kam ein Mann zu mir und sagte: „Befehlen Sie den bei Ihrem Bau beschäftigten Leuten, die schiefe Mauer so und so zu sichern und zu stützen“. (Nun gab er mir genau an, was zu tun sei.) Man tat seiner Anweisung gemäß, und — nach zwei Stunden war der ganze Schaden repariert! — Wendet euch doch mit vollem, festem Vertrauen in euren Bedrängnissen an die liebe Muttergottes und an den hl. Joseph! Ihr werdet sicher Hilfe finden!“

Den Schluß bilde für diesmal folgender interessanter Bericht: „Im Juli 1912 war ich mit meiner Schwester auf dem Felde mit Futterholen beschäftigt. Auf dem Heimweg setzte sich unser Gespann in Galopp und nahm, da es bergab ging, bald eine rasende Geschwindigkeit an. Aus Angst vor einem Unglück wollte meine Schwester den Wagen verlassen, fiel aber dabei so unglücklich herab, daß ich sie bewußtlos am Boden fand. Ich wandte alles auf, sie wieder zu sich zu bringen, aber selbst zu Hause angelangt, wollte das Bewußtsein nicht wiederkehren. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph und an die liebe Mutter-Gottes, flehte um Hilfe und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht.“

Da, nach einer Stunde kehrte das Bewußtsein wieder, ja, meine gute Schwester erholte sich von ihrem Anfall in kurzer Zeit vollständig wieder. Leider aber versäumte ich mein Versprechen zu erfüllen. In letzter Zeit nun stellten sich bei meiner Schwester wieder Kopfschmerzen ein, und eine geheime Stimme rief mir zu: „Du hast dein Versprechen nicht erfüllt!“ Ich beeile mich daher, heute meiner Pflicht nachzukommen, sage der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph öffentlich meinen Dank und füge bei: Wende dich in jeder Not vertrauensvoll an diese beiden großen Fürsprecher bei Gott, hast du aber etwas versprochen, so säume nicht, es zu halten!“

Des Lebens Rätsel.

Nach Mgr. John Vaughan, S. J.
(Fortsetzung.)

Gott hat uns nicht nur erschaffen, sondern auch mit seinen Geschenken und Gnadengaben geradezu überhäuft. Wir können seine Gaben einteilen in natürliche

und übernatürliche, in besondere und allgemeine, aber alles und jedes, was wir haben, kommt von ihm.

Er gab uns die fünf Sinne, die uns in Berührung setzen mit der ganzen äußeren Natur; er gab uns ferner die Vernunft, die uns befähigt, über all das nachzudenken, was die fünf Sinne unserm Geistesauge vorführen und aus dem Geschaffenen, wie auf einer Leiter, zum unsichtbaren Herrn und Schöpfer aufzusteigen. Er schenkte uns die Erde als Wohnplatz und damit eine Menge von Dingen, um unsere mannigfachen leiblichen und animalischen Bedürfnisse zu befriedigen. Er gab uns die Sonne, die uns mit ihrem Lichte und ihrer Wärme erfreut, er gibt uns jeden Augenblick die Luft, die wir einatmen. Verdienen solche Dinge auch zu den Wohlthaten gerechnet zu werden? Denk' dir einen, der daran ist, den Erstickungstod zu erleiden. Was gäbe er um ein paar Atemzüge Luft? Ein Vater hatte ein einziges, heißgeliebtes Kind. Nun liegt es, an Diphtheritis erkrankt, in seinem Bettchen und ringt und ringt nach Luft. Der Vater steht hart nebenan am Fenster. Da draußen sind ungezählte Millionen Kubimeter Luft, und seinem armen Kinde, das ihn so schmerzlich bittend ansieht und Hilfe suchend die Arme nach ihm ausstreckt, kann er nicht einen einzigen davon geben! Schreckliche Situation, doch solche Szenen jagen uns, daß wir täglich und stündlich von Seite Gottes Wohlthaten genießen, die wir gar nicht beachten, sondern als etwas ganz Selbstverständliches ohne jeglichen Dank hinnehmen.

O wie oft hätten wir Ursache, auf unserm Lebenslaufe einen Moment innezuhalten und einen dankbaren Blick zu dem hinaufzuwerfen, der uns Tag für Tag Wohlthaten ohne Maß und Zahl zuwendet!

Welch' herrliche Gottesgabe besitzen wir z. B. auch am Auge? Wer beschreibt die wunderbare Einrichtung dieses überaus zarten und edlen Organs? Wird es durch irgend einen traurigen Zufall zerstört, wer kann's ersetzen? Wer ein zweites bilden, ein Auge, mit dem man nur einen einzigen Sonnenstrahl sieht? Das Auge ist ein physisches Ding, aus bloßer Materie geformt, der Naturforscher kann dir genau jagen, woraus es besteht, und der Chemiker zerlegt es in all seine Teile und Stoffe; keiner von beiden aber vermag ein sehendes Auge zu formen, und wenn du ihm alle Elemente zu Verfügung stellst. Die Wissenschaft hat große Fortschritte gemacht und die moderne Technik bringt Werke zustande, die jedermann in Erstaunen setzen, aber sie ist machtlos, wenn es gilt, einem Blinden das Augenlicht zu geben.

Was seine Größe anbelangt, so ist das Auge ein geringfügiges Organ, doch welche Unzahl von Wundern ist in unserm Entzücken in sich! Es entfaltet

vor uns den Himmel mit all seiner Pracht und den Myriaden funkelnder Sterne; es zeigt uns die schmucke Erde mit der ganzen großartigen Tier- und Pflanzenwelt mit all' den bezaubernden Farben und Formen. Mit Hilfe der Augen finden wir uns zurecht in dem Labyrinth einer Großstadt, schreiten sicheren Fußes über Berg und Thal, lesen jetzt ein interessantes Buch, bewundern eine Stunde später ein Meisterwerk der Malerei oder Skulptur und schauen hundertmal im Tag ins freundliche Antlitz unserer teuren Angehörigen, um



In bitterer Not.

Leipziger Allee-Zentrale, Breitkopfsstraße 18.

immer wieder darin ihre treue Liebe und reine Zuneigung zu lesen.

O wie sehr sollten wir Gott für das Auge und alle seine übrigen Gaben und Gnaden danken! Und wie heilig und groß ist unsere Pflicht, von solchen Gnadengeschenken einen möglichst guten Gebrauch zu machen!

(Schluß folgt.)

Ave Maria.

Ein Sternlein am Himmel,
Das glänzt so rein,
Nun kann auch die Sonne
Nicht ferne mehr sein!
Ich denk an die Maid,
Die das Licht uns gebär;
Das Glöcklein ertönt
Gar lieblich und klar:
Ave, Maria!

Es schwingt sich die Sonne
Zu Mittag empor,
Und kleidet die Erde
Mit Licht und mit Flor.
Ich denk an das Weib
Mit dem Sonnengewand
Das Glöcklein ertönt,
Ich falte die Hand:
Ave, Maria!

Die Sonne ging unter;
Ein Sternlein erglänzt
Am Abend, von Tausenden
Herrlich umkränzt.
Ich denk an die Herrin
Im himmlischen Saal;
Das Glöcklein ertönt
Zum letzten Mal:
Ave, Maria!

Kaffrische Toilette.

Die Toilette macht dem heidnischen Kaffern, der weder in den englischen Städten gearbeitet, noch eine Schule besucht hat, wenig Kopfzerbrechens. Unter Umständen kann er sich zwar ganz nett kleiden; sein ganzer Aufputz hat sogar einen gewissen malerischen Anstrich. Weniger gut kommt er mit der europäischen Kleidung zurecht. Nicht selten kommt es da vor, daß er einen Rock oder eine Weste verkehrt, d. h. die Futterseite nach außen gewendet, anzieht. In solchem Aufzug geht er dann zur Arbeit, macht seine Einkäufe oder besucht auch wohl ein paar Nachbarn, ohne sich im geringsten zu genieren. Fragt man ihn, warum er denn so verkehrt gekleidet eingerege, so bekommt man regelmäßig die Antwort: „Ich will mein Kleid schonen; trage ich die rechte Seite nach außen, so wird sie zu leicht schmutzig.“

Schwester Rosa.

Das Amt für schuldbeladene Gewissen.

So lautet, wörtlich übersetzt, der Name einer Abteilung des Schatzamtes in Washington. Das Amt mit dem merkwürdigen Titel ist den meisten Amerikanern wohlbekannt, denn in den Zeitungen wird häufig über die „Gewissensgelder“ berichtet, die im Schatzamt eingelaufen sind.

Das Amt für Leute mit schuldbeladenem Gewissen, die einen Diebstahl oder eine Unterschlagung wieder gut machen möchten, besteht schon seit dem Jahre 1811. Seine Einnahmen werden von Jahr zu Jahr größer, und während der beiden letzten Jahre konnte das Amt über zweieinhalb Millionen Frank an die Staatskasse abliefern. Jeder einlaufende Betrag wird besonders gebucht, mag es sich um einige Briefmarken handeln, die

ein Knabe einschickt, der in der Schule Freide gestohlen, oder um die Banknoten eines reichen Kaufmannes, der sein Einkommen den Steuerbehörden zu niedrig angegeben hat. Die größte Summe, die bis jetzt eingegangen ist, beläuft sich auf 70 000 Frank und wurde dem Amt im Jahre 1896 ohne irgendwelche weitere Angabe aus London übersandt. Groß ist die Zahl der nur wenige Cent enthaltenden Briefe. So fand man z. B. vor einiger Zeit unter den eingelaufenen Briefen einen, der 15 Cent enthielt. In dem beiliegenden Schreiben erklärt ein Mann, er schicke das Geld für zwei Griffel, die er als Sechzehnjähriger dem Warenlager einer Indianeragentur in Kalifornien entwendet habe. Wenige Tage nach dem Empfang dieser unbedeutenden Summe wurde dem Amt ein Bündel Banknoten im Werte von 60 000 Frank übersandt. „Vor vielen Jahren“, so schrieb ein Einsender, „unterschlug ich Regierungsgelder, aber ich habe schon längst alles wieder zurückgegeben. Um es zu machen, wie der Röllner Zachäus, zahle ich jetzt das Vierfache. Der Weg der Sünde ist dornenvoll, und nur Gott weiß, was ich gelitten habe. — Ein Sünder.“ „Ein Sünder“, „Eine verlorene Seele“, „Ein Büsser“, das ist gewöhnlich die Unterschrift, die man unter den anonymen Briefen findet.

Werden in irgend einer Gegend des Landes Evangelisationsversammlungen abgehalten, oder finden religiöse „Erweckungen“ statt, dann ist die Zahl der Einsendungen, welche das Amt für schuldbeladene Gewissen aus jener Gegend erhält, regelmäßig größer als sonst. Frauen sind unter den Einsendern sehr zahlreich vertreten. In ihren meist sehr langen Briefen beschreiben sie oft sehr ausführlich, wie sie in Portland, New York, Charleston, und anderen amerikanischen Häfen Kleider, Spitzen, Diamanten, Geschenke für Freunde und andere Artikel, ohne Zoll zu bezahlen, eingeschmuggelt hätten.

Ja, der Weg der Sünde ist dornenvoll. Wer mit unvergebenen Sünden durch die Welt gehen muß, ist zu bedauern; schlimmer noch, wenn man mit unvergebenen Sünden sterben soll. Wie gut ist's doch, daß Gott auch ein „Amt für schuldbeladene Gewissen“ eröffnet hat. Zu diesem Amt steht Tag und Nacht die Tür offen. Dort werden nicht nur alle eingehenden Bekenntnisse der Sünden gebucht, sondern da sind auch alle verborgenen und unbekannten Sünden aufgeschrieben. „So wir ihm unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns reinigt von aller Untugend.“ Da werden die Gewissen gut gemacht, weil die Schulden bezahlt sind durch Jesum Christum. Sind deine Sünden vergeben?

Die letzte Wegzehrung im Aeroplan.

Zum erstenmale ist die letzte Wegzehrung im Aeroplan zu einem Sterbenden gebracht worden, und zwar in Marokko, wo sich die französischen Truppen gegen die aufständischen Eingeborenen verteidigen müssen. In einem Treffen wurde der Major Largetat von einer Kugel mitten durch die Brust getroffen. Als der Verwundete seinen Zustand erkannte und wußte, daß ihm nur noch wenige Stunden zum Leben blieben, ergab er sich in den Willen Gottes, nur daß er ohne die letzten Tröstungen der Religion scheiden sollte, schmerzte ihn.

Ein hervorragender Fliegeroffizier, Leutnant Brégard, beschloß, mit seinem Flugzeug nach dem nächsten Hauptort Laghouat zu fliegen und einen Priester zur Mitfahrt zu bestimmen. In zwei Stunden durchflog der kühne Offizier 200 Kilometer, begab sich sofort in

das Spital Laghonat, wo er den P. Andral traf. Raum hatte der Vater gehört, worum es sich handle, holte er das Krankenöl und das Allerheiligste und begab sich mit dem Offizier in dessen Flugzeug zu dem Sterbenden, der sich mit übernatürlicher Kraft aufrecht erhalten hatte, um noch die Beichte abzulegen, die letzte Delung, die Kommunion zu empfangen und dann in den Armen des mutigen Geistlichen seinen letzten Seufzer auszuhauchen.

Lüge und Wahrheit.

Die Lüge ist das Kind vornehmer Eltern; denn der Vater der Lüge ist der Fürst der Finsternis. Darum wird die Lüge, sobald sie geboren, aufgenommen und gehätschelt und großgezogen und macht großes Glück in der Welt. — Die Wahrheit ist dagegen ein Findelkind. Wenn sie einer findet, der muß sich absonderlich hüten, zu sagen, daß er sie gefunden und aufgenommen habe. — Die Lüge geht fein säuberlich einher, trägt eitel Samt und Seide und golden Geschmeid auf der Brust. — Die Wahrheit aber geht frant und frei einher. — Die Lüge trägt den Reifrock und das Pflaster der Schminke. — Die Wahrheit, wenn sie recht ist, ist stets ohne Hütle und Mäntelchen und unge schminkt; kein falsches Haar ist an ihr; sie beißt mit ihrem eigenen Zahne und leidet keinen Schmuck. — Die Lüge wird oft von den Großen zu Gaste geladen; der Wahrheit setzt man aber den Stuhl vor die Tür. — Die Lüge ist wie der Staub; sie dringt durch die Schlüssellocher und Fensterrißen, und gegen sie hilft kein Niegel noch Schloß; die Wahrheit aber dringt selten durch. — Die Lüge ist wie eine Schlange; doppelzünftig kriecht sie am Boden und häutet sich. — Die Wahrheit aber hat eine zweischneidige Zunge und trägt ihre eigene Haut zu Markte. — Die Lüge will herrschen, aber die Wahrheit ist spröde. Will dir die Lüge wohlthun, so kitzelt sie dich, soll dir aber die Wahrheit wohlthun, so tut sie dir weh.“

Abraham a St. Clara.

Was ist ein Tag?

Ein Tag ist ein Gut von unberechenbarer Kostbarkeit, das Gottes Güte in unsere Hände legt. Verstehen wir, mit diesem Gut richtig umzugehen, so haben wir die Weisheit aller Weisheiten erfasst. Denn ein Tag ist entweder ein Schritt näher zur Seligkeit oder zur Verdammnis. Es ist aber auch ein Raum, innerhalb dessen wir viel für unsere geistige und körperliche Ausbildung tun können, in dem wir Glück oder Unglück, Liebe oder Haß zu säen imstande sind. Morgen ist auch wieder ein Tag“, sagen wir gern. Aber wissen wir denn wirklich so genau, daß morgen noch ein Tag ist, daß es für uns nicht bloß ein „Heute“ gibt?

Das menschliche Leben gleicht in manchem einer weiten Reise. Die Jahre gleichen den Haltestationen, das Umsteigen gleicht dem Heraustrreten aus alten Verhältnissen, und das Ziel, daß manchem unerwartet schnell vor die Augen kommt, und nach dem ein anderer vielleicht sehnsüchtigst verlangt, gleicht dem Tode. Alles übrige eilt im Fluge an uns vorüber. Man muß das heute so recht auszunutzen verstehen; wir müssen an

jedem Tag mit allem abgeschlossen haben und fertig sein, als wäre er der letzte. Und erwachen wir am Morgen zu einem neuen Tage, so sollen wir uns dankbar der Güte Gottes freuen und uns mit den heiligsten Vorsätzen ans Tageswerk begeben. Das ist die rechte Art, zu leben. Ein Leben, das sich aus lauter solchen Tagen zusammensetzt, wird nie ein verfehltes werden, sondern es wird ein Leben im Sinne Gottes sein.

Ueber das Thema „In der Schule“ hat ein talentvoller Schüler einer Dorfschule folgende bedeutungsvolle Aphorismen zu Papier gebracht: „Das Schulzimmer besteht aus der Wandtafel, den Wänden, den Tintenfassern, dem Stoch und dem Lehrer. Die meisten



Elektrisches Melken auf den Berliner Rieselfeldern. Bong, Berlin.

Um ein schnelleres und sauberes Melken zu ermöglichen, verwendet man neuerdings eine elektrisch angetriebene, kleine, leicht transportable Saugpumpe, die mittels Gummischläuchen an den Euterzitzen angeschlossen wird.

Sachen in unserer Schule sind sehr alt, nur der Stoch ist neu. Wer noch später wie der Lehrer in die Schule kommt, ist der größte Faulenzer und wird durch diesen bestraft. Auf der Landkarte sind Flüsse und Städte gemalt, damit wir sie auswendig lernen müssen. Der Lehrer hat mit dem Stoch ein Loch ins gelobte Land gestoßen. Mit dem Globus macht er die Sonnenfinsternis; in der Gesangsstunde streicht der Lehrer den Bogen, auch schlägt er uns so lange den Takt, bis es klappt. Wir singen do bis la; einige können noch höher; der Lehrer kann es am tiefsten, aber der kommt nicht in die Höhe. In der Schule hängt auch ein Thermometer; mit diesem macht man es im Sommer heiß, bis frei ist; der Lehrer sieht so lange darauf, bis es 20 Grad sind. In der Freiviertelstunde essen wir eine halbe Stunde lang unser Butterbrot. Der Schulinspektor lobt uns immer, aber der Lehrer ist doch froh, wenn er wieder fort ist. In der Turnstunde springen wir über den Bock; der Lehrer springt zuerst, daß es kracht, dann springen wir auch und stärken unsere Glieder. Der Lehrer macht uns zu ordentlichen Menschen, denn Fleiß bricht Eis. Wer Apfel stiehlt, kommt einen runter, wer sie aber dem Lehrer stiehlt, kommt zwei herunter. Wenn der Lehrer die Orgel spielt, treten wir ihm den Balg und singen zweistimmig dazu;

wenn man ihm den Balg zu arg tritt, quiescht die Orgel. Jetzt ist der Lehrer krank und hält keine Schule; wir wissen nicht, ob er wieder gut wird, aber hoffen wir das Beste.

Briefkasten.

Abt. pro 1911 46 Mk. erhalten.
 Rothhausen: 10 Mk. dankend erhalten.
 Düsseldorf-Werthen: Den Betrag für 2 Hdb. erhalten.
 J. B. S.: Bestätigung mit Dank den Empfang von 20 Mk. zum Ankauf einer Joseph-Statue. Gott und der hl. Joseph möge es Ihnen vergelten!
 G. S. aus G.: 10 Mk. für unser Missionhaus „St. Paul“ dankend erhalten. Vergelt's Gott!
 Steinach: 46 Mk. ddb. erhalten durch Hochw. S. Fr. Durch B. C. in B.: 50 Fr. ddb. erhalten.
 Niedenburg: Betrag erhalten.
 Aying: Erhalten.
 R. Pathin.
 Regensburg: Ant. Rupert.
 M. K. in R.: Betrag für 1 Hdb. „Regina“ erhalten.
 M. Sch., Neuensee: 3 Mk. Antoniusbrot ddb. erhalten.
 Saarunion: 5 Mk. zu Ehren des hl. Joseph.
 Sachen des Fr. aus Göttingen erhalten.
 Aus L. 50 Mk. ddb. erhalten.
 Das Vergeltmeinnicht wird allen in der gleichen Zahl wie bisher zugesandt, wenn nicht Aenderungen gemeldet wurden.
 A. B. in Rochester, N.-Y.: 5 Doll. mit Dank erhalten.

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

St. Joseph (Mo.), Cincinnati (Ohio), Milwaukee (Wis.), Heitersheim, Lachen, Schwyz, Todtenmoos, Söllsheim, Aunsang, Kriebaum, Lustenau, Rabersdorf, Baranya, Berncastel, Hinterföten, Bonn, Appelhülsen, Essen a. d. Ruhr, Sidweiler, Hocholt, Calle, Madfeld, Rolsdorf, Rheidt, Untereshbach, Münzbach, Dettar, Gleihtatten, Graz, Bistupitz (D.-S.), Zabrze, Breslau, Sandau, Wernberg, Wernberg, N. B. M., Rauenberg, G., Wattenheim, Allersheim, Witterda, Wenigumstadt, Oberwittstadt, Frankendorf, Unterwildenau, Augsburg (4mal), Würzburg (2mal), Scheidegg, Dörlesberg, Freiburg, Eienhausen, München, Eggolsheim, W. M. G., N. N. in der Rhön, Kneisting, Minntal, Leugas, Witterda, Doffenheim, Ramontau, Steinfurt, Frankendorf, Wittelbach, Wieblingen, Koffel, Binswangen, Langenbrud, Neubrunn, Röttingen, Spachingen, Nassenhausen, Kappel, Spielberg, Theilheim (3mal), Breslau, Krenschheim, Waldbrunn, Erolsheim, Langheim, Neues Laibstadt, Walbsee, Rannungen, Tannesberg, Busenbach, Nürnberg, Königsdorf, Neufirch-Höbe, Obergrombach, Bohenheim, Wiesengiech, Teilheim, Konstanz, Wattenheim, Geismar, Litting, Weingarten, Abreweiler, Albag, Gellentkirchen, Fretter, Dahlhausen, Grevenbroich, Offenburg, Quisburg, Werth, Weissweiler, Lachen, Stolberg, Neuwert, Strommors, Cöln, Rothhausen, Kempen, Vort, Niebersfeld, Revelaer, Hundsangen, Schmithof, Beled, Heilsberg, Scharrendorf, Eiderscheid, Eilendorf, Düsseldorf, St. Wendel, Telgte, Polch, Vieberich, Holthausen, Glosau, Birkesdorf, Essen, Reheim, Dedingen, Düren, Emmerich, Cleve, Donsbrüggen, Lewin, Seedorf, Gersau, Stalder, Haslen, Flüelen, Zürich, Ermensee, Bilters, Unterschächen, St. Fiden, Bischofszell, Sommeri, Brugg, Oberwellenberg, Luchsingen, Muri, Erstfeld, Engelberg, Zbach, Wohlen, Ganten, Oberendingen, Willisau, Echolzmat, Tägerig, Kummern, Jonen, Schmitten, Stadl a. d. Mur, St. Kathrein a. Hauptein (Steiermark), Feldkirchen (D.-D.), Zeltweg, Steyregg.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Merkbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Erzpriester Heinrich Tschepa, Quilis. Maria Dresel, Kressenz, Neubecker und Anna Greger, Landau a. S. Franziska und Anna Bengel, Pfahldorf. Joh. Adolf Unrath, Fuchsstadt. Regina Siebel, Schleithal. Kath. Blumenstein,

Zeiskam. Alois Waninger, Obergoszell. Maria Barb. Endres, Höttingen. Joh. Hermann Korbes, Altenlingen. Anna Maria Dieb. Georg Bauer, Schwarzenfeld. Marg. Lindner, Dintergereuth. Pauline Otto, Flinsberg. Franz Schöffmann, Nitol. Unterhuber, Altiötting. Friedrich Schmitt, Roppendorf. Jakob Schwendy, Barb. Wenz, Joh. Seuber, Altheim. Ernestine Ulrich, Freudenberg. Rosalia Stadung, Spahl. Theresia Schmidt, Morsbach. Josepha Luz, Mantlach. Frau Vizler, Hausgaun. Maria Goldschner, Hochberg. Prälat Reinhold Schirmeisen, Beuthen. Katharina Fessel, Pleß. Anna Humelt, Hiltrup. Wilh. Kemmerling, M.-Glabbach. Herm. Jos. Schid, Orken. Josef Schott, Lorchhausen. Mag. Ebdeler, Düsseldorf. Christine Duhme, Hofel. H. Bennenwald, Sendenhorst. Peter Schlas, Kray. Kath. van Huijen, Alpen. Frau Simon, Stommeln. Maria Schumacher, Wittig. Maria Elis. Edert, geb. Dahlen, Köln. Heinrich Geist, Maria Krapp und Anna Maria Wolke, Harpendorf. Agnes Niemann, Coesfeld. Peter Abeneuer, Deverich. Johann Klören, Kaarst. Adam Schade, Rheinbach. Alara Palm, Crefeld. Kath. Schmitz, Benrath. Ehrw. M. Priorin Schw. Johannes Bapt. Pancraz, Varenzell. Wilh. Schur, Ober-Dürenbach. Magd. Hörner und Frau Heide, Oldenburg. Auguste Dieker und Anna Wienter, geb. Keller. Gerh. Buhmann, Scharrendorf. Karl Schürmann, Altensien. Johanna Dornbach, Emmerich. Clemens Hünermund, Über. Christine Wirp, Fischeln. Josef Freudenhammer, Revelaer. Philipp Börsch, Oppenhausen. Maria Seus, Baunheller-mühle. Anna Mahler, Maria Langobert und Frau Dege, Aachen. Johanna Maghs, Gelbern. Zacharias Dahn, Egelbach. Christiane Fiebig, Langenau. Johanna Schinte, Leuber. Franziska Renner, Schöneburg. Johann Steinfirchner, Miterbarthausen. Katharina Stumbeck, Götting. Kressenz Prestel, Durach. Anna Knott, Laberweinting. Anna Müller, Würzburg. Ursula Weidner, Selbach. Kath. Wagner, Holzhausen. Cäcilia Kasper, Steinach. Wilhelm Schaub und Theresie Rombach, Freiburg. Karolina und Jakob Barthelmes, Würzburg. Gg. Baur und Marie Pauli, Königsdorf. Kath. Kufmann, Büchenau. Florian Singer, Gorgauergreuth. Maria Reinhart, Maria Amberg, Kälberau. Bernarda Brüdner, Gaurattersheim. Jean Bapt. Pierre, Nellingen. Marg. Rubin, Altmann. Josefa Wittenmann, Sandhausen. Frau Ledl, München. Eliab. Linbenfeller, Josefine Willy, Bernhard Fiedt, Obergrombach. Franziska Reb, Altschaffenburg. Maria Bauer, Ginzburg. Kath. Leitner, Tübing. Maria Seiz und Magdalena Polzmacher, Unterseimering. Georg Dreffel und Gg. Gismann, Kersbach. Herr Peter, Hofen. Josef und Katharina Mayer, St. Christoph. Anna Stadtmüller, Nappach. Fr. Vogl, Schliersee. Adam Baunach, Helmstadt. Karl Kruger, Breslau. Marg. Dopf, Allfeld. Rosalia Huber, Reithofen. Valentin Fleck, Grombach. Kath. Ulrich, Weingarten. Fr. Kraemer, Großtrogenburg. Christina Köhner, Alzheim. Kaspar Dörr, Jakob und Heinrich Eppl, Reisch. Karl Krüger, Breslau. Viktorin Anauer und Anna Pelzl, Rudigsdorf. Georg Maurer, Salzburg. Emilie Gschwandtner, Fischl. Michael Fint, Straden. Josef Schmid, Brizen. Amalia Schöber, Graz. Theresia Rinner, Albernord. Josefa Augustin, Gunja Slaven. Maria Ferlan, Bischofslaf. Rosa Sidel, Ottmang Ruchheim. Dr. Steiner-Benziger, Einsiedeln. Meinrad Gabl, Zürich. Josef Anton Deragisch, Disentis. Prof. J. B. Keller, Schwyz. Maria Häfliger, Grochwangen. Ww. Schnell, Bagenheid. Jos. Vuri, Luzern. Anton S. Bauch, Cayville, Wis. Bernard und Heinrich Bubbe, Jersey-City, N.-Y. Johann Grunlich, Bellingham, Wash. Barbara Gild, New-Haven, Conn. Christina Reinders, Cleveland, Ohio. Katharina Hecht, Milwaukee, Wis. Marian Anna Schrant, Columbus, Ohio. Rev. Father Maurus, O. S. B., Beatty, Pa. Mrs. Pfann, Buffalo, N.-Y. Maria Stöhmer, Enns. Gertrud Bodden, Rothberg. Joseph Lange, Calle. Franziska Weyer, Neuk. Heinrich Hising, Rhode. Gertrud Wages, Rothhausen. Peter Josef Ley, Muck. Franz Fleige, Lippstadt. Philipp Schlichter, Spies, Ensdorf. Witwe Aug. Schneidawind, Lügde. Maria Anna Hummel, Hiltrup. Frau Stelpflug, Kitzungen. Fran Cramer, Niedersfeld. Emma Horate, Löfinghausen. Kath. Feldkamp, Buer. Luise Aneb, Widrath. H. Nikolaus Meyens, Frisingen. Walburga Sand, Nefta-City, Nebr. Anton Otter, Clayton, Kans. J. P. Schumacher, Staunton, Ill. Konrad, Konrad und Elizabeth Grundmayer, Petersburg. Joseph Ahlentamp, Templeton, Iowa. Mrs. Schaefer und Anna Schaefer, Breda, Iowa. Anna Meier, Chicago, Ill.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.